

Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 23.

1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von A. Gautskey.

22. Fortsetzung.

Wie lange Arnold so gelegen? Jede Berechnung für Zeit war ihm abhanden gekommen, aber jetzt horcht er doch wieder in die Nacht hinaus. Nichts regt sich, aber sie kann nicht fort sein, sie kann nicht so von ihm gegangen sein, und wenn er sie gekränkt, so war es nur im Uebermaß der Liebe. Er horcht nach einem Schritt, nach dem Rauschen ihres Kleides — er hört nichts.

Er richtet sich empor, die Luft war heller geworden, ein leichter Morgenwind war aufgesprungen; er tut einige Schritte und sieht nach der Stelle, wo sie gefessen — sie war leer.

Da erfährt ihn grimme Verzweiflung; sie war gegangen, sie hatte getan, wie er es gewünscht, sie hatte ihn verlassen.

Wie konnte sie es — wie durfte sie es, sie war sein.

Aber hatte er sie nicht selbst fortgewiesen? Ach, er war ein erbärmlicher Schwächling, ein Elender! Er hatte das Weib, das ihn liebte, dem er selber mit seinem Herzblut anhing, gehen heißen, weil er sich nicht die Kraft zutraute, es zu schützen, es glücklich zu machen.

Elender, Elender, rief es in ihm, und wenn du hättest alles verlassen und Tag und Nacht für sie arbeiten müssen, du hättest sie nicht mehr aus deinen Armen lassen sollen.

Wild sprang er vorwärts, er wollte sie wieder haben.

Als er aber um den Felsen herum kam, sah er sie plötzlich vor sich stehen.

Ein Freudenschrei kommt von seinen Lippen, aber wie er ihr nun in die großen Augen blickt, bleibt er zaghaft, wie gefesselt in schauer Ehrfurcht. Der erste Schimmer des Morgens lag auf ihrem schönen Gesicht und verklärte es wunderbar.

Sie sah blaß aber entschlossen aus, ihre Haltung war voll edler Würde, und die Augen mild und ernst. Sie blickten ihn so offen an und so tief.

„Arnold“, sagte sie, „ich mußte uns beiden Zeit lassen uns zu fassen. Du solltest mich nicht in einem Augenblick der ungeheuren Leidenschaft gewinnen, und ich wollte dir nicht in einer Stunde angehören, wo alles in mir in Aufruhr war, alles Denken und Fühlen unklar und verworren.“

Sie senkte die Augen und ein feines Rot trat auf ihre Wangen.

„Arnold, ich habe nicht Vater und Mutter, die mich dir gegenführen können, aber frei und bewußt gebe ich mich dir selbst, und ich sage es dir im Vollbewußtsein meiner Handlung, im Vollbewußtsein meiner Liebe, ich verlange nichts heißer und ich ersehne kein größeres Glück, als an deiner Seite zu bleiben, mit dir eins zu sein, mit dir alles zu teilen, Not und Bedrängnis, Kampf und Sieg. Willst du mich zum Weib, so bin ich dein mit Leib und Seele für alle Zeit!“

Er hatte die Hände gefaltet, anbetend stand er vor ihr und seine Brust hob sich unter dem Schauer der höchsten Wonne, die ein Menschenherz empfinden kann.

Dann schlang er mit einem schönen, ernsten, heiligen Blick seinen Arm fest um den Leib seines Weibes.

24. Kapitel.

Georg hatte an jenem Nachmittage des Peter-Paul-Festes, nachdem ihn Arnold noch rechtzeitig von den gegen ihn geplanten Maßregeln unterrichtet, zugleich mit diesem Solenbad verlassen.

Ueber das Gebirge auf weiten Umwegen waren sie nach Amsee gegangen, und es war ein Uhr des Morgens, als sie an die Tür des alten Frieder geklopft hatten, wo Eva nach kurzer Verzögerung sie eingelassen.

Als es zu dämmern begann, verließen die beiden wieder das Haus.

Arnolds Aufforderung, mit ihm nach der Villa zu kommen, hatte Georg mit einem entschiedenen Nein beantwortet.

Er erriet, daß Elsa nicht zögern würde, sich dort einzufinden.

Er betrat das Haus seiner Mutter, verweilte daselbst aber nur kurze Zeit, dann ging er in das enge Tal hinein, den Waldbach entlang.

Als er die Schlucht erreicht hatte, stieg er aufwärts, dem Blassen entgegen.

Der Holzhauer Franzel hatte in dieser Bergwildnis sein Häusel aus rohen Stämmen gefügt.

Dorthin begab er sich, ohne indes den Holzhauer vorzufinden.

Er hatte mit Arnold die Verabredung getroffen, daß sie

am frühen Morgen des nächsten Tages zusammentreffen sollten. Sie wollten über das Gebirge weiter gehen und die Grenze zu erreichen suchen.

Georg hatte indes am Montag Morgen, dem der verabredeten Zusammenkunft, den Freund vergeblich erwartet. War ihm ein Unfall begegnet, oder war es das Glück, das ihn dort unten festhielt?

Sepp, der schlaue und verlässliche Bursche, war am Abend zu ihm gekommen; er brachte ihm Brod und die Nachricht, er möge Arnold erst am nächsten Morgen erwarten.

Aber auch dieser brachte ihm nicht den Freund.

Nun wußte er, was ihn zurückhielt, und so selbstlos und verständig Georg war, und so wenig er sich jemals einer lächerlichen Illusion einer Hoffnung hingegen, er litt jetzt grausam und tief unter den sich ihm aufdrängenden Vorstellungen und die Einsamkeit, in der er sich befand, steigerte sein Herzleid und seine Traurigkeit. Nichtsdestoweniger hielt er aus, und als ihm Sepp den Tag darauf einen Brief Arnolds brachte, worin ihm derselbe mittheilte, daß er morgen, also Donnerstag, des abends mit Elsa die Fußpartie übers Gebirge antreten werde und ihm den Punkt angab, wohin er ihnen entgegenkommen sollte, ließ er zurückfragen, er werde bestimmt an Ort und Stelle sein, um ihnen beiden als Führer zu dienen.

Er wollte ihnen noch diesen letzten Beweis seiner Ergebenheit und Treue geben.

Indes hatten die Vorfälle in Amsee und Solenbad die ländliche Bevölkerung sehr alterirt, und namentlich in den Dorfschaften am unteren Ende des Sees, wo das Land flacher wird und kleine Bauernwirtschaften sich befinden, hatte sich die allgemeine Stimmung sofort gegen jene Verdächtigen und polizeilich Verfolgten erklärt, und, voll Besorgnis um die eigene Existenz, begann man nun selbst gegen jene alle möglichen Beschuldigungen und Verdächtigungen aufzubringen.

Die Arbeiter des Salzbergwerks waren unter der übrigen ländlichen Bevölkerung von jeher als Freigeister und Demokraten verschrien gewesen, jetzt hatte sich als sicher herausgestellt, daß die Leute verbotene Bücher lasen, daß der Georg Hofer es war, der sie verbreitet, und ein Doktor, der sie geschrieben.

Die mehrfachen Entlassungen in der Saline belehrten wohl auch die Arbeiter selbst, daß mit dergleichen nicht zu spaßen sei, und die vorsorglichen unter ihnen, und besonders die alten, wiesen ihren Söhnen gegenüber, die es, wie sie fürchteten, auch mit der Aufklärung und dem Bücherlesen hielten, auf Georg als auf ein abschreckendes Beispiel hin. Ihre ganze Abneigung aber wendete sich dem Doktor zu, den man ihnen als den Rädelsführer bezeichnete, und der Schuld war, daß ihre Vorgesetzten ihnen nun auffällig wurden.

Und hatte es ihnen ein Beamter denn nicht geradezu in's Gesicht gesagt: Wie, ihr untersteht euch, über eure Lage zu jammern, ihr verdient aber immer noch zu viel, ihr habt so viel Geld, daß ihr es für schlechte Bücher hinauswerft, wir werden euch weniger geben müssen?

Wie gewöhnlich war auch die Kanzel benützt worden, um solche Anschauungen zu festigen und zu verbreiten, und die Aengstlichkeit zu mehren.

Ein Jesuitenpater hatte sich in dem Kirchsprengel am untern Ende des Sees eingefunden, er predigte und hörte Beichte.

Die Leute hier waren sonst nicht für die Jesuiten eingenommen und setzten ihnen bedeutendes Mißtrauen entgegen, jetzt aber lief man dem Pater zu, und fühlte sich in seiner Aufgeregtheit und Kleinmütigkeit dazu gedrängt, auch galt es, sich vor dem Verdacht, zu den Aufgeklärten zu gehören, sicher zu stellen.

Die Leute waren eben alle in äußerster Noth und wußten sich nicht zu raten und zu helfen. Sie waren seit Jahren durch andauernden Regen, welche Hochfluten und Ueberschwemmungen herbeiführten, aufs höchste bedrängt; sie erkannten darin den Zorn des Himmels und die strafende Hand, die schwer auf ihnen ruhte. Aber in ihrer Niedergeschlagenheit und Verdrossenheit wollten die Leute auch nicht mehr daran gehen, den

Schaden wieder gut zu machen, die Straßen und Dämme wieder herzustellen und die Brücken wieder auszubessern. Sie waren ja bereits so gut wie ruiniert, sie wollten ihre letzten Groschen nicht auf Dinge verwenden, die ein Wink des Höchsten abermals gefährden konnte.

Sie hatten gearbeitet, sich redlich bemüht, ja geschunden, es hatte ihnen nichts genützt, es ruhte kein Segen darauf.

War es nicht besser, so entschieden die Trägen und Indolenten, sich zu demütigen, und durch Gaben und Beten die Fürbitte derjenigen zu erflehen, die ihnen allein noch Hilfe verschaffen konnten?

Jetzt trat ein Ereignis hinzu, das alle diese Angst und Bedrängnis noch vermehrte und diese schwachen Köpfe vollends verwirrte.

Am Dinstag waren die Arbeiten bei dem Schieferbruch am Plattenberg plötzlich eingestellt und die Arbeiter entlassen worden.

Das betraf weniger die Gemeinde Amsee, als die am untern Ende des Sees gelegenen Ortschaften, aus denen sich die Mehrzahl der Arbeiter des Schieferbruchs rekrutirt hatte. Das war ein neues Unglück und für die Zukunft ein folgenschweres, denn es hieß, der Tagbau würde für immer eingestellt bleiben. Das erschien nun den meisten als eine ungerechtfertigte Maßregel, als eine Härtherzigkeit.

So viele arme Leute sollten damit um den letzten Verdienst, um ihr letztes Stück Brod gebracht werden. Aber ihre Vorgesetzten wollten sie eben in irgend einer Weise bestrafen, so argumentirten sie, weil man gegen sie aufgebracht war, weil man auch sie verführt glaubte und von dem schlechten Geiste angesteckt.

So wurden auch hier die üblen Wirkungen wieder dem Einen in die Schuhe geschoben, den die Dummheit alsbald als die alleinige Ursache ihres Unglücks zu bezeichnen beliebte.

Seinen Namen kannten nur wenige, in seiner Fremdartigkeit war er niemandem geläufig, allein die eigenfinnige Erbitterung wußte sich zu helfen. Der Mann war ein Doktor, ein Bücherschreiber, folglich mußte er ein Jude sein; damit war für alle Antipatien, die sich jetzt über ihn häuften, das rechte Wort gefunden.

In Amsee und in der Lahn hatten die Maßnahmen der Arbeitseinstellung ebenfalls die Gemüther erschreckt und zu noch weiteren, auch lokalen Besorgnissen Veranlassung gegeben. Der Plattenberg erhob sich ja gerade von der Lahn aus und war eine Abrutschung möglich, so mußte sie diesen Ort unmittelbar betreffen. Eine Kommission von Sachverständigen war bereits am Montag erschienen, um an dem, als gefährlich bezeichneten Gestein des Plattenbergs den Augenschein vorzunehmen. Die Herren fanden in der That den Schiefer stark zerklüftet, und in den oberen Partien angelangt, fand man auch hier und da Risse im Boden. Zu jenen Stellen, wo die Tannen schief standen, wagte die Kommission sich nicht mehr hin, aber sie versügte, daß diese Bäume sämmtlich gefällt werden müßten, denn sie übten einen zu starken Druck auf die gelockerten Gesteinsmassen darunter aus.

Hierauf stiegen die Herren so rasch wie möglich wieder herab. Weder an der Bergwand noch an dem übrigen Terrain waren Zeichen wahrgenommen worden, die auf eine allzunahende und allzugroße Gefahr schließen ließen, und so glaubte man mit der vorstehenden Maßregel und dem Verbot des Sprengens und der Weiterbearbeitung überhaupt alles Notwendige veranlaßt zu haben.

Am Donnerstag war abermals ein Bitttag angeordnet. In der Kirche von Niederdorf predigte der Jesuitenpater Franziskus, und im Hinblick auf die neuen und drohenden Ereignisse war die Kirche überfüllt.

Der hohe asketisch aussehende Mann auf der Kanzel, von dem von der Seite einfallendes Licht der bemalten Bogenfenster gestreift, dessen Stimme so machtvoll tönte und dessen Worte so eindringlich und patetisch waren, übte einen starken und nachhaltigen Eindruck auf seine Zuhörer, den ihr guter alter Pfarrer,

den sie seit zwanzig Jahren immer dasselbe mit derselben Stimme sagen hörten, bei ihnen nimmer erzielt hätte. Pater Franziskus pries die Armen im Geiste, denn ihrer sei das Himmelreich, er tadelte alle, die in vermessener Eitelkeit sich über jene setzen wollten, denn ihrer harre die Strafe.

Er belächelte die, die da lernen und immerdar lernen und können doch nimmer zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Er warnte vor der falschen Lehre und der Verführung, die jetzt überall das Haupt erhebe. Aber die Guten dürfen diese nicht hören und ihrer nicht achten, sondern bleiben in dem, was ihnen bisher gelehrt worden sei, denn sie wissen, von wem sie dies gelernt haben. Wenn sie aber dennoch auf jene hören und sich mit ihnen einlassen, so haben sie selbst ihr Verderben besiegelt.

Und nun wies der Pater auf die schrecklichen Beispiele hin, wo Gott, um die sündige Menschheit zu strafen, all seine Schrecken auf sie losgelassen. Mit erhöhter Stimme, in lebhafter Schilderung und dramatischem Ausdruck sprach er von den Wasserfluten, die, bis auf den frommen Noa, alles hinweggefegt, und er erzählte von Sodom und Gomorha, wo Feuer vom Himmel gefallen, und er erinnerte schließlich an jene dunkle Prophezeiung, wo die Berge übereinanderstürzen werden am Tage des jüngsten Gerichts. Wahrlich, durch den Unglauben unserer Zeit wird dieses Ende beschleunigt werden.

Den frommen Zuhörern saß das Entsetzen im Herzen; war dieses Ende nicht vielleicht schon ganz nahe? Aber zugleich mit dem tiefen Schreck regte sich doch auch wieder das Bewußtsein, daß sie das Böse ja niemals mit Absicht getan, und wenn ihre Kinder dem Unglauben zuneigten, für den sie alle bestraft werden sollten, so waren sie dazu verführt worden, und im tiefsten Herzen suchten sie alle Schuld von sich ab und jenem zuzuwälzen, der allein dafür verantwortlich gemacht werden konnte, dem Doktor, dem Bücherschreiber, dem Juden.

An diesem Donnerstag Nachmittag saßen im Niederendorfer Wirtshause am untern Ende des Sees einige Kleinbauern an dem großen Tisch unter der Linde beisammen.

Darunter der Schwandner und Menzel, der Fischer. Die Bauern saßen in Hemdbärmeln, jeder hatte ein Glas Bier vor sich, und sie diskutirten laut und eifrig die Ereignisse, die alle Gemüther beschäftigten.

Aus dem Pfarrhause, das gerade gegenüber lag, trat ein großer, hagerer Mann, mit rasirtem Kinn, es war der Kirchendiener. Er setzte sich zu ihnen und bestellte ein Glas Bier. Gleichzeitig kam auch ein Arbeiter den Weg vom See herauf, er war aus dem Orte und hatte im Schieferbruche gearbeitet. Er grüßte und wollte vorüber, sie aber riefen ihm zu und fragten ihn, was es Neues in Amsee gebe. Der Schwandner wies ihm einen Platz am untern Ende an und schob ihm sein Krügel hin, daß er daraus trinke.

„Na, Wosferl, ist's denn wirklich wahr“, fragte er, „die Arbeiten im Schieferbruch bleiben also eingestellt, und die Wand schreit noch immer?“

„Ja“, sagte der Wosferl, „schreien tut's schon, aber die schreit schon lang, und deswegen hätten's die Arbeit doch nicht einstellen müssen. Aber natürlich, den Herren is alles eins, ob wir verhungern oder nicht; sie haben uns unsern Lohn auszahlt, und weiter kümmern sie sich nicht um uns.“

Die Bauern stimmten ein, und sie schimpften nun weidlich über die Kommission und über die gar so g'scheiten Herrn, die schier alles wissen möchten, aber der Jesuit habe Recht, es bringe kein Segen und die Zeiten würden immer schlechter.

Eine schnell daherrrollende Equipage, die vor dem Pfarrhause hielt, unterbrach diese Auseinandersetzungen und lenkte ihre Aufmerksamkeit dahin.

Ein hochgewachsener Mann, das blasse Gesicht sorgfältig rasirt, den schwarzen Tuchrock bis an den Hals geschlossen, sprang heraus und überschritt die Schwelle.

Der Kutscher fuhr hierauf an das Wirtshaus heran und verlangte ein Glas Bier.

Der Wirt brachte es ihm rasch.

„Vom Grafen Falkenau, nicht wahr?“ fragte er in lächelnder Zuborkommenheit, indem er den Hals der Pferde klopfte, „ich kenne die Pferde.“

Der Kutscher bejahte, nachdem er das Glas geleert und ein zweites bestellt hatte.

„Das war gewiß auch ein geistlicher Herr, den Sie da in die Pfarrei gebracht haben?“ forschte der Wirt neugierig weiter, nachdem er ihm das zweite Glas emporgereicht.

„Einer vom Jesuitenorden war's“, versetzte der Kutscher mit einem pfiffig überlegenen Gesicht, „der Pater Colestin.“ Dann ergriff er wieder die Zügel und fuhr davon.

Der Wirt kam zu seinen Gästen, um ihnen das soeben Gehörte mitzuteilen.

„So, ein Pater ist das“, meinte der Fischer Menzel, „das hab ich nicht g'wußt, und ich hätt' ihn auch nimmer dafür g'halten.“

„Hast vielleicht schon mit ihm zu tun g'habt?“ fragten die andern.

„Freilich, ich und er sind ja heut die ganze Nacht am See herumg'fahren.“

„Geh, ist's wahr, wegen was denn, habt's Fisch g'fangen.“

„Bewahr, die Gabel hab' ich zwar mitg'habt und das Licht auch, aber ich hab's nicht anzünden dürfen, und ich hab müssen ganz still dahinfahren, daß niemand uns hört.“

„Ah!“ riefen alle interessiert, „und was weiter?“

„No, wir sind bis zur englischen Villa g'fahren, und wie wir dort hinkommen, hab' ich müssen dicht gegen das Gebüsch hinfahren, und da sind wir halt auf der Lauer g'legen.“

„Wem habt's denn aufg'lauert?“

„Ja, das weiß ich nicht, und vielleicht hat er's selber nicht g'wußt. Ich hab' ihm g'sagt, Sie Herr, da ist niemand, schon seit einem Jahr ist da alles verschlossen, weil der Herr, dem das g'hört hat, g'storben ist, und seine Tochter ist auch nicht mehr da. Er hat aber g'sagt, ich soll ruhig sein, und soll mich nicht rühren. Und er selber hat sich nicht g'rührt, aber g'hört hat er, und wenn's im Laub g'raschelt hat, oder ein bißel Geröll von oben herunter kommen ist, so ist er z'sammengesahren. Und einmal faßt' er mich bei der Hand; sapferlot, ich hab' auch Muskeln, aber mit so einem Griff hab' ich noch keinen ang'faßt“, und er fragt mich: hörst du's? Ich hab aber nichts gehört. Er aber sagt: das ist Gesang, ich aber sag: gar keine Spur, das ist der Wind, der saust immer so in der Nacht. Ich spüre aber wie seine Hand zittert, und darauf befiehlt er mir, ich soll ans Land fahren, damit er aussteigen könnt. Ich will ihm's ausreden. In der Nacht ist's da gar g'fährlich, sag ich, und auf dem Fleck ist's niemal geheuer g'wesen; aber seine Augen funkeln mich darauf so grimmig an, daß ich mich schier vor ihm g'fürcht hab, und so hab ich ihm seinen Willen tan. Er steigt aus und deut' mir, ich soll z'rückbleiben, aber wie er sich wend't, seh ich etwas blizen in seiner Hand; ich möcht drauf schwören, daß es der Lauf einer Pistole war. Denk ich mir, das ist ein Selbstmörder, und schon will ich ihm nachgehen, aber dann sag ich mir, man muß ein' jedem seine Freud lassen, und besser ist's immer, er bringt sich selber um, als am Ende mich, denn der ist nicht recht bei Sinnen — na, ich hab' ja nicht g'wußt, daß das ein Pater ist“, fügte Menzel entschuldigend hinzu, als der Kirchendiener ihm einen Blick der Zurechtweisung zugeworfen.

„Und hat er geschossen?“ fragten seine Hörer um ihn herum.

„Ich hab' nichts gehört. Ewig lang ist er mir ausgeblieben, so daß ich eine Niesenangst kriegt hab', aber endlich kommt er daher, steigt ein, ohne ein Wort zu sagen, und deut' mir nur, ich soll wieder zurückfahren. Ich hab mir das nicht zweimal sagen lassen, ich war froh, als wir wieder da waren. Beim Aussteigen aber sag ich, na Herr, ich hab's Ihnen ja g'sagt, dort ist niemand, und Sie haben auch niemanden finden können. Nein, sagt er, aber seine Stimme hat keinen Ton g'habt, und wie er mir jetzt das Fahrgeißel in die Hand drückt, sahr ich zurück, denn seine Hand war kalt wie von einem Toten.“

„Na, jetzt hast ihn aber frisch und lebendig wiederg'sehen.“

lachten alle, und der Schwandtner fügte kopfschüttelnd hinzu: „Was er nur dort g'sucht haben muß in der Nacht, denn dort hin traut sich doch keiner, und wenn er was singen g'hört hat, so muß das Gott weiß was g'wesen sein.“

„Eine Einbildung ist's g'wesen, niz anderes,“ versicherte Menzel.

Jetzt aber fuhr der Arbeiter Wosert mit einer abwinkenden Geberde dazwischen.

„Das war keine Einbildung, na, schon g'wiß nicht, und der Herr Vater hat einen ganz richtigen Spurius g'habt.“

„Was weißt denn du davon?“ riefen alle wie aus einem Mund. Der Arbeiter lächelte.

„Na, ich komm ja grad von Amsee, bin ja grad vorhin an der englischen Villa vorüber g'fahren, und wenn der Herr gestern dort singen g'hört hat, so hab ich heut wieder dort lachen g'hört, und wie ich näher hinschau, hab ich gleich g'esehen, daß die Villa jetzt wieder bewohnt ist. Die Fenster sind offen g'standen, und auch die Tür, die auf den Balkon herausgeht, und wie ich mich drüber verwunder, kommt die Blonde, die englische Fräul'n selber aus der Tür, und sie ist's die lacht, und bis an die Brüstung tritt sie vor, und schaut über den See nach Amsee, als ob sie jemand erwarten tät. Ich fahr vorüber, aber eh ich rechts in die Einbiegung komm, wend ich mich noch einmal nach ihr um, und da seh ich, daß jetzt ein Mann neben ihr steht, ein junger Kerl, und der nimmt sie ganz ungenirt um die Mitte und führt sie wieder hinein.“

Der Kirchendiener, der bisher gravitatisch da gesessen, seiner Würde eingedenk, schnellte in die Höhe.

„Das war er!“ rief er, und seine kleinen Augen blitzten auf in plötzlichem Eifer.

„Wer?“ fragten alle.

„Der Räubersführer, den die Polizei überall sucht, wißt ihr, der, der die verbotenen Bücher geschrieben hat, der — wie heißt er nur, der —“

„Der Jud,“ riefen alle.

„Richtig, der Jud,“ bestätigte der Kirchendiener mit einem Grinsen, „und wo sollte der Jud auch anders stecken als bei der Heidin?“

„Es ist schon möglich.“

„Es ist ganz sicher, und der Herr Graf hat schon gestern die richtige Spur gehabt.“

„Was für ein Graf?“

„Habt Ihr nicht vorhin seinen Kutscher und seine Pferde g'sehen? Nun also, derselbige Graf, der Falkenau.“

„Der Falkenau!“ wiederholten alle, als hätte dieser Hinweis sie alle mit seiner Persönlichkeit vollkommen vertraut gemacht.

„Er ist gestern zu unserem hochwürdigen Herrn kommen, ich hab' ihn selbst hinaufg'führt, und weil ich grad im Vorzimmer noch zu tun g'habt hab —“

„So hast bei der Tür g'horcht.“

„Nur zufällig, aber zum Glück hab ich da g'hört, wie der Herr Graf von Fräulein Barr als von seiner Nichte gesprochen hat, und daß diese seit Sonntag früh plötzlich verschwunden sei, sie hätte geschrieben, sie sei nach Wien, aber der Graf hat sie auch dort nicht auffinden können, und da ist er herkommen nachfragen, ob sie ihre Villa bezogen, und ob sie in der Gegend vielleicht gesehen worden ist. Unser Herr Pfarrer hat hierauf mit dem Grafen gleich selbst nach der Villa fahren wollen, ich hab sie hingerudert, aber damals war alles noch zu und verschlossen, wir haben nirgends hinein können. Aber der Herr Graf hat immer von ihrem Verführer gesprochen, und das war

wieder der Doktor, der Jud, und darum mein ich, wenn man jetzt weiß, wo der Schändliche steckt, so wär's nur Pflicht und Schuldigkeit, wenn man den Kerl abfangen tät, und außerdem könnt man sich noch ein schönes Stück Geld dabei verdienen.“

Die Leute schlugen auf den Tisch und rabiat und aufgeregt erhoben sie sich unter tumultuarischem Geschrei.

„Den müssen wir haben.“ —

„Der soll uns ja nicht mehr auskommen.“ —

„Haha, den erwischen wir, wie den Hasen beim Kofl.“

„Er ist Schuld an unserem Unglück.“

„Freilich, wegen seinen Büchern sind die Hausuntersuchungen ergangen.“

„Und drauf die Entlassungen.“

„Und seitdem sind uns alle so auffässig.“

„Der Schuft, er hat so viele brave Leute ums Brod gebracht.“

„Fort mit dem Juden!“

„Der soll uns kennen lernen, ich nehm' gleich den Strick mit, daß wir ihn binden können.“

Zu Handumdrehen waren alle, die eben noch in Gemütslichkeit beisammen saßen, von Wut erfaßt und kampfbereit, um sich auf den Einen zu stürzen und ihre ganze Erbitterung über seinem Haupte zu entladen.

Der Kirchendiener war indes schon von ihnen fort in die Pfarrei geeilt. Er stürzte in das Zimmer, in dem der Pfarrer mit den beiden Jesuitenpaters Franziskus und Cölestin saßen, und ohne sich mit Entschuldigungen aufzuhalten, rapportirte er das soeben Entdeckte.

Es wirkte hier nicht minder sensationell.

Zu Pater Franziskus loderte der ganze fanatische Haß empor, und voll Empörung und fast herrisch rief er dem Pfarrer zu, daß hier, wenn man des Uebeltäters habhaft werden wolle, kein Augenblick zu verlieren sei.

Der mildherzige alte Pfarrer stimmte zu, er konnte nicht anders. Der Angeklagte hatte sich gegen die weltliche Obrigkeit vergangen und gegen eine höhere, sittliche, er war der Verfänger eines jungen Mädchens.

„Wir werden uns also dahin begeben und nachsehen,“ sagte der Pfarrer.

„Der halbe Ort geht mit Ihnen, Hochwürden,“ rief der Kirchendiener; „die Bauern sind wild und aufgebracht, sie selber wollen den Kerl einfangen.“

„Wir werden sie führen!“ rief Pater Franziskus.

Auch Cölestin war bei dieser jähen Nachricht aufgesprungen.

Seine Vermutung, die er in diesen Tagen gleich einer verzehrenden Dual in sich getragen, bestätigte sich also; die beiden hatten sich vereinigt, sie war sein geworden.

Er hatte sich an die Wand gelehnt, um nicht zu sinken. Seine Zähne schlugen aneinander, aber sein Mund blieb geschlossen.

Kein Ausruf der Wut und keine Klage kam über diese blaffen zitternden Lippen, kein Wort der Erlösung — er durfte sich nicht verraten, er mußte den Jammer allein tragen.

Aber er ertrug ihn nicht, er brach zusammen unter ihm. Doch zu einem wollte er noch die Kraft haben, er wollte hin, er wollte das Schreckliche mit seinen Augen in sich aufnehmen, um es zu begreifen, und wenn es ihm dann zur furchtbaren Gewißheit geworden war, dann — er dachte es nicht aus, aber instinktiv griff er nach dem Gewande, das eine Waffe barg, er fühlte nur, daß er das namenlose Elend, das ihm geworden, zu rächen habe.

(Fortsetzung folgt.)



Germanen auf der Bärenjagd.

Der Mark Brandenburg frühere Oberflächengestalt.

Von Dr. A. Berghaus.

(Aus der „Europa“.)

Der Lauf der drei Hauptflüsse in der Mark Brandenburg, der Lausitz und in Nieder-Schlesien, nämlich der Elbe, Spree und Oder, zeigt in bedeutenden Strichen eine Richtung, welche mit der weit durchgreifenden Streichungslinie aller norddeutschen Flözgebirge auffallend übereinstimmt. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß er sie nur verläßt, um rechtwinkelig abzuweichen, und daß er dann oft fast ohne allen Uebergang wieder in die ursprüngliche Form zurückkehrt. Hauptpunkte solcher Art sehen wir an der Oder bei Leubus, bei Köben, bei Neufalz, bei Sabor in Schlesien und auf lausitz-brandenburgischem Boden bei Fürstenberg; an der Spree sehen wir dieselbe Erscheinung am Ein- und Ausgange des Spreewaldes, 11 $\frac{1}{4}$ Kilometer unterhalb Kottbus und bei Lübben, und bald unterhalb der Einmündung des Friedrich-Wilhelms-Kanals; an der Elbe da, wo sie die Schwarzelster bei Jessen aufnimmt, bei Magdeburg und bei Werben unterhalb Havelberg. Diese Einrichtung stimmt zu auffallend mit dem Gange der Flüsse, die zwischen Gebirgsketten strömen, als daß man nicht geneigt sein sollte, hier in dem doppelten Wechsel der Strombahn Längen- und Quertäler zu sehen, deren bestimmende Berggrüden, welche der herrschenden Richtung folgten, von der Oberfläche verschwunden sind.

Betrachtet man indessen den Gegenstand näher und sieht die Längentäler als die Haupttäler des Landes, als die natürliche Richtung an, welche die Gestalt der Erdoberfläche dem Laufe der Ströme gegeben hat, während die Quertäler ihr Dasein späteren gewaltigen Erscheinungen oder früheren gewaltigen Zerreißungen des natürlichen Verbandes der Gebirgsketten verdanken, so werden auch diese vorzugsweise eines jeden Aufmerksamkeit bei einer Betrachtung auf sich ziehen, welcher aus dem Laufe der Flüsse die geognostischen Grundzüge des Bodens zu erforschen strebt.

Es ist klar, daß das Obertal von Oppeln bis nach Fürstenberg in seiner mittleren Richtung der Erstreckung eines großen Längentales folgt, welches in der tiefsten Senkung des nördlichen Fußes der nächsten Gebirge liegt. Die Richtung dieses Tales sieht man südöstlich unverändert fortgesetzt in dem weiten Becken der Malapane und des oberen Endes desselben, umschlossen durch die beiden Schenkel des Kalkgebirges von Tarnowitz und Woischnit, fortgesetzt bis in die Hochebene von Posen, von welcher außer der Malapane auch die Przemsza, die Piliza und die Warthe herabströmen. Nimmt man dieses Becken für den wahren geologischen Anfang des uneigentlich sogenannten Obertales, so wird der wasserreiche Bergstrom, welcher, mit den Zuflüssen von einem Teile des mährisch-schlesischen Gebirges und des nordwestlichen Abfalles der Karpathen erfüllt, bei Ostrau auf mährischem Gebiete am südlichen Rande der Provinz Schlesien das Gebirge durchschneidet, die Oder nämlich, ein Nebenstrom, obschon der anschnulichste, und erreicht erst unterhalb der Stadt Oppeln das Haupttal.

Auf der Nordseite von Fürstenberg ändert die Oder für ihren ganzen ferneren Lauf ihre Richtung, ohne daß doch das Längental, in welchem sie bis hierher strömte, aufhört; denn das Tal der Schlaube, mit dem Talgrunde von Müllroße bis Neubrück, ist die unmittelbare Fortsetzung desselben, in welcher der Friedrich-Wilhelms-Kanal angelegt ist.

Die auffallende Biegung der Spree bei der Mündung genannten Kanals führt in Hinsicht auf die Spree zu dem Gedanken, den man von der Oder gefaßt hat. Von hier an bezeichnet das Bett der Spree ununterbrochen die Richtung des Haupttales bis zu ihrem Einflusse in die Havel bei Spandau; von dort aber ist es leicht, die unmittelbare Fortsetzung desselben zu verfolgen durch die weiten einstigen Seebecken des Haveländischen und Linumer Luches, welche sich kurz oberhalb Havelberg in die Havel ergießen.

Das Tal der Havel selbst ist nur eine zufällige Verbindung

von Seen, die sich gegenseitig ins Gleichgewicht setzen, die Verteilung einer Reihe von Vertiefungen des Bodens, welche, keinem bestimmten Gesetze folgend, wahrscheinlich durch örtliche Vorgänge auf der äußeren Oberfläche des leicht beweglichen, aufgeschwemmten Landes zu erklären sind. — So erscheint die Havel als ein Nebenfluß des alten Oderlaufes, dessen Mündung in dem vormaligen Seebecken des Linumer Luches lag, daher es denn auch unter der gegenwärtigen Verteilung des Fließenden, mit Rücksicht auf den längeren Lauf der Spree und seines Parallelismus mit der Elbe, viel passender gewesen sein würde, den Namen der Spree bis zur Elbe beizubehalten, und die Havel in die Spree, statt diese in jene fließen zu lassen.

Unterhalb Havelberg nimmt das Bett der Elbe unser märkisches Hauptlängental ein, das nun bis auf unbedeutende Krümmungen ununterbrochen in gleicher Richtung fortgeht und endlich bei Hitzacker den steil abfallenden Nordrand des Rückens der Lüneburger Heide erreicht, an welchem es, in schnurgerader Richtung abschneidend, bis kurz vor Bleede fortläuft. Von dort aus erweitert es sich allmählich zu dem in gleichbleibender Streichungslinie sich fortsetzenden, schmalen Meerbusen, an dessen Oberende Hamburg liegt und in welchem Ebbe und Flut bis Geestacht, 22 $\frac{1}{2}$ Kilometer unterhalb Lauenburg, vordringen.

Und so leitet einen denn die Ansicht von der Grundgestalt des Landes dazu, die natürliche Mündung des Obertales nach Cuxhaven zu verlegen, — jenseits dessen, vor der allmählich eingetretenen Zerstörung der Mündungsküsten durch nordwestliche Sturmfluten, Helgoland in einer ähnlichen Stellung gewesen sein wird, wie noch heute der Fels des Tour de Cordouan an der Mündung der Gironde.

Denkt man sich den Spiegel der Oder um etwa 25 Meter über seinen gegenwärtigen Stand erhöht, ohne ihr deshalb eine vermehrte Wassermasse zu geben; nimmt man ferner das Tal zwischen Brieskow und Frankfurt als geschlossen und den Rücken der Lüneburger Heide bei Hitzacker und Bleede als unmittelbar verbunden an, so werden alle Gewässer des schlesischen und lausitzer Gebirges sich in ein großes Binnenmeer ergossen haben, dessen südliches Ufer sich ungefähr in der Linie erstreckt haben mag, die man an der Oder bei Leubus nach dem Bober unterhalb Bunzlau, an diesem Fluß und dem Queiß abwärts über Sagan und Christianstadt, und von da westwärts über Gassen und Sommerfeld, über die Neiße bei Forste hinweg nach Kottbus zur Spree und dem Spreewalde, von Lübben nach Varuth, Ludenwalde, Treuenbrieken, Belzig, Ziesar bis an die Elbe bei Percy zieht, indes das nördliche Ufer desselben in seiner westlichen Hälfte an dem sehr gleichförmigen südlichen Abfalle des mecklenburgischen Landrückens in der Priegnitz und dem Lande Ruppin fortgegangen sein dürfte.

Die große Menge flacher Landseen und mit Torf gefüllter Sümpfe, welche das Gebiet dieses Binnensee's vor seinen Umgebungen auszeichnen, und die auffallend niedrige Lage dieses Landstriches mögen im Verein mit den oben angestellten Betrachtungen die Voraussetzungen dieses Binnensee's rechtfertigen. Lag der niedrigste Teil des Bodens dieser Wassermasse in der Richtung der Längentäler des tief verschütteten Flözgebirges, so wird es leicht erklärbar, daß auch die Gewässer nach dem Durchbruche bei Frankfurt und bei Bleede in derselben ihrem Abzug genommen haben.

Was die ursprüngliche Richtung des Elbtales anbetrifft, so verband sich dasselbe bei Magdeburg bis Havelberg mit dem großen Längental der Oder. Das Urbett der Elbe ist wohl ohne Zweifel in der That, die nur geringes Gefälle besitzt, in dem Seebecken des Drömlings und des Varenbrukes, der Aller und der Weser unterhalb der Mündung des zuletzt genannten Flusses zu erkennen, so daß die heutige Wesermündung die der Elbe war.

Benngleich die Umgebungen der Elbe und Oder, dieser beiden Hauptaleinschnitte Norddeutschlands, nirgends mehr die Regelmäßigkeit in der Form und die bestimmte Beziehung zu den unterliegenden Gebirgsarten so klar und deutlich zeigen, als im Rücken der Lüneburger Heide, so finden sich doch, besonders in dem Lande, das zwischen beiden Tälern liegt, mehrfache Verhältnisse, welche mit den erwähnten verglichen werden können. In dem nördlichen Teile der Altmark liegen etwas abwärts vom Elbtale, bedeutungsreich für die Nähe des älteren Gipses, die Salzquellen von Salzwedel und von Osterburg, und fast in der Verbindungslinie zwischen Osterburg und dem Gipse bei Lüneburg sieht man den Arendsee, einen bedeutenden Erdfall von $11\frac{1}{4}$ Kilometer Umfang und bis zu 63 Meter Tiefe, dessen Einsturz im Jahre 822 und Nachsenkung im Jahre 1685 dort ein mächtiges Flöß voraussetzen. Die Salzquelle von Selbelang, im Westen von Rauen, und die salinischen Erscheinungen bei Uß im Havellande und bei Brandenburg, sowie die von Storkow liegen im Grunde selbst des großen Tales, indes die Salzquelle von Salzbrunn, zwischen Belitz und Treuenbrieken, und die von Trebbin ein wenig an den nördlichen Abfall des Talrandes hinaufstehen. Am weitesten gegen Südosten endlich erhebt sich noch einmal der ältere Flößgips bei Sperenberg mit seinem mächtigen Salzlager, und über ihm gegen Süden ragt ein steiler Kamm des aufgeschwemmten Landes in dem Gollmberge zu einer absoluten Höhe von 180 Meter empor.

Die Weichsel hat man bekanntlich mit der Neze durch einen Kanal vereinigt; derselbe ist aber auch nur möglich geworden durch jene Vorarbeiten der Natur, welche erlaubten, bei Müllrose Spree und Oder zu vereinigen. Der Bromberger Kanal liegt ebenso in einem verlassenen Strombette, wie der Friedrich-Wilhelms-Kanal. Dieselben Oberflächenercheinungen, welche dazu nötigten, das Obertal mit dem jezigen Spreetal zu vereinigen, zwingen auch dazu, bei Bromberg einen ehemaligen Lauf der Weichsel durch das Tal der Neze und Warthe in dem jezigen Unterlauf der Oder anzunehmen.

Von Bromberg bis Stettin ist es nicht weiter, als von Brieskow nach Hamburg. Der Landrücken an der unteren Weichsel hatte im Munde des Volkes längst den alten Ruf des höchsten in Pommern und dem heutigen Westpreußen. Sein Scheitel, der Türmberg bei Schöneberg, im Duellengebiet der Nadaune gelegen, erreicht eine Höhe von 330 Meter über der Ostsee, und dieser Landrücken hat daher mit seinen Ausläufern ehemals den Abfluß des Stromes gegen Norden erschweren müssen. Ja, sogar geschichtliche Spuren weisen darauf hin, daß noch in der historischen Zeit die Weichsel nicht durch ihr jeziges Tal von Jordon nach Danzig gestossen ist. Diese Bahn war zwischen Jordon und Ostromeßkow verschlossen; die Gewässer der Weichsel stauten zu einem der Schwarze See genannten Binnenmeere, das den tieferen Teil der Ebene bedeckte und den höheren in einen Archipel verwandelte. Seinen Wasserüberschuß führte dieser See durch die breite Tallinie ab, der gegenwärtig der Bromberger Kanal, die Neze, Warthe und Oder folgen. Mit dieser Tatsache, die bisher übersehen worden und die altpolnische Chroniken überliefern, dürfte manche scheinbare Unrichtigkeit in den Angaben der Alten gelöst, manches Dunkel in der Geschichte der östlichen Völker aufgeklärt sein.

Man überzeugt sich bald von der Wahrscheinlichkeit dieser historischen Ueberlieferung und jener geologischen Annahme, wenn man das Tal der Neze etwas näher ins Auge faßt. Der kleine Fluß, der zwischen Bromberg und Natel mit sehr schwachem Gefälle von Süden her in ein breites, offenes Tal tritt, hat unmöglich die tiefe Auswaschung hervorbringen können, die meist mehr als $3\frac{3}{4}$ Kilometer Breite hat und an einigen Stellen, z. B. bei Chodziesen, $5\frac{1}{2}$ Kilometer Breite erlangt. Außerdem zeigt sich dieselbe Erscheinung zwischen Neze und Weichsel, wie zwischen Spree und Oder. Vertieft man den Bromberger Kanal ein wenig, so läuft er mit mächtigem Gefälle in die Weichsel und nicht in die Oder.

Wie die Oder die altmärkische Bische durch Anschwemmung gebildet hat, so die Weichsel den Oderbruch. Untersucht man

die Gehänge des Oderbruchs genauer, so erstaunt man über die hohe, schmale Landzunge von Reitwein und Podelzig. Das Plateau erhebt sich hier 40 bis 50 Meter über die Niederung, und man sieht leicht ein, daß unmöglich die gegen Norden abfließende Oder eine solche Auspflüfung hätte hervorbringen können. Diese erscheint aber einfach als eine Fortsetzung des südlichen Randes vom Rebetal, das sich hier gegen Norden wendet und auf der Südseite denselben Bogen zwischen Reitwein und Selow macht wie auf der Nordseite den minder scharf ausgeprägten Bogen zwischen Tamsel und Klossow.

Zwei andere Erscheinungen unterstützen diese Annahme noch wesentlich, nämlich das weite, leere Tal der Welse-Randow und die drei Mündungen der Oder in die Ostsee. Die große Talweitung, in deren Mitte Bierraden liegt, sowie das weite Tal, das sich fast ohne Gewässer von hier gegen Norden bis Uedermünde fortsetzt, ist offenbar nicht von der Oder gebildet, und derselbe Strom brauchte zu seinem Ausflusse in die Ostsee kaum den weiten Durchbruch der Swine, wie viel weniger noch zwei Nebenwege, um ins Meer zu gelangen. Wer die Gegend zwischen Nisdroy und Swinemünde näher untersucht hat, wird sich überzeugen haben, daß hier allein schon mehr Raum, als nötig, vorhanden war, einen Strom, wie die Oder, selbst beim höchsten Wasserstande zu Meer zu führen; wie viel weniger bedurfte es noch zweier flußförmlich eingeschnittener Mündungen, wie der Peene bei Wolgast und der Dievenow bei Wollin. Es mußte ein viel größerer Strom gewesen sein, der unterhalb Schwedt zwei mächtige Ausflusstäler bildete und mit drei Mündungen sich ins Meer ergoß, und das war die — Weichsel.

Und wie die Spree ein Nebenfluß der alten Oder war, so war die Warthe ein Nebenfluß der alten Weichsel, — ein hydrographisches Verhältnis, von dem das Gedächtnis selbst im späteren Mittelalter noch nicht erloschen gewesen ist, weil es nicht ungewöhnlich war, die Warthe nach ihrer Vereinigung mit der Neze mit dem Namen des zuletzt genannten Flusses zu belegen.

In diesen kurzen geologischen Auseinandersetzungen über die ursprüngliche Richtung der Haupt-Flusstäler und das ihr vorhergegangene Dasein eines großen Süßwasser-Binnenmeeres, dem aber nach Analogie des Kaspi-See's salinische Bestandteile beigemischt waren, liegt die Erklärung der Bodenbeschaffenheit der Mark Brandenburg zwischen ihrem deutschen Ufer, dem lausitzer-bläninger Grenzwalde im Süden, und ihrem skandinavischen Ufer, den Höhenzügen und Landrücken in der Priegnitz, der Ucker- und Neumark gegen Norden. Der höhere Grund des Binnenmeeres und der späteren Haupt-Flusstäler der alten Oder und der alten Weichsel ragte in Gestalt von Inseln über die Wasseroberfläche hervor und bildete einen Archipel, den wir gegenwärtig, nach Ablauf der Gewässer, in den zahlreichen Plateaux erkennen, welche den Boden der Mark charakterisieren. Und wie es eine wohlbekanntes, an sehr vielen Landseen wahrnehmbare Erscheinung ist, daß, sofern sie mit Inseln besetzt sind und einen Abfluß haben, diese Eilande umso größer und langgestreckter zu sein pflegen, je entfernter sie von dem Ausflusse liegen, und desto kleiner und rundlicher, je näher demselben, so erkennt man auch in den Plateaux der Mark die jetzt durch Bruchtäler getrennt sind, die nämlichen Folgen in ihren Umrissen. Beispiele hiervon sind: die Hochebene von Sternberg, welche vor Bildung der jezigen Oder unterhalb Brieskow mit dem Plateau von Lebus und des Barnim eine zusammenhängende, langgestreckte Insel bildete; sodann die kleinen, meist rund geformten Plateaux von Liebroje, des Teltow, der Zauche, die noch kleineren Eilande im Havellande, das Plateau von Döberitz und das von Bähnitz im hohen Havellande oder der Merica Obula, der Glin, das Ländchen Belling, Friesack, Rhinow.

Denken wir uns, das Wasser der heutigen Havel-Seen zwischen Spandau und Plaue sei abgelaufen, so würde das Grundbett dieser Seenkette ein Bild im Kleinen geben von der Oberflächengefalt, die uns die Mark im Großen darbietet. Eine große Talrinne würde vorhanden sein, in welcher der letzte

Ueberrest des Havelwassers seinen Lauf nähme; Eilande, die jetzt wenig über dem Wasserspiegel hervorrage, würden zu bergartigen Hochebenen und Bergen emporsteigen, wie die Pfaueninsel und der Sandwerder zwischen Spandau und Potsdam, und die jetzt unter dem Wasserspiegel liegenden Alluvial-Platten, die der Havel Fischer seine Berge nennt, würden Plateaux niedriger Art sein, die in den tiefsten Stellen des Grundbettes ihre Trennungstäler haben, während diese bald mit Seen, bald mit Sümpfen und Brüchen angefüllt sein würden. An einiger baldigen Pflanzenbedeckung könnte es dem neuen Lande nicht fehlen;

Luft und Wasserströme würden Samen in bunter Mischung herbeitragen und jedwedes Samenkorn sich für seinen Standort denjenigen Bodenstrich und diejenige Erdschicht suchen, die für sein Keimen und sein fröhliches Gedeihen am zuträglichsten ist.

Möglich ist ein derartiger Zustand, wenn der Wasserspiegel, mit Hinwegräumung der Stauwerke bei Spandau, Brandenburg und Rathenow, sich um 11 bis 13 Meter senkt; ein solches Senken ist aber eine physische Unmöglichkeit, so lange nicht auch das Bett des Elbstromes unterhalb der Mündung der Havel in ähnlichem Maße daran teilnimmt.

Unser Bauwesen und seine Reform.

Von Carl Frohme.

(Schluß.)

Ich gehe über zu den gewerblichen Betriebsstätten. Bei Anlage derselben läßt man sich fast durchweg von rein materiellen Rücksichten leiten. Für eine große Zahl von Gewerbetreibenden, so besonders für die kleinen Handwerksmeister, kommt ja allerdings die zwingende Notwendigkeit in Betracht, möglichst billige Werkstatträume zu bekommen; ihre mißlichen Verhältnisse erlauben ihnen die Beschaffung gesunder, räumlich ausreichender, der Luft und dem Tageslichte genügend zugänglicher Arbeitsräume nicht. Wir gedenken dabei auch der in der Hausindustrie beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen, deren Leben ein permanenter Notstand ist und die häufig in Wohnungen ihr Gewerbe treiben müssen, deren Luft mit Kohlendioxid überfüllt ist und die nichts tun können, dem schrecklichen Dasein, dem sie und ihre Angehörigen verfallen sind, zu entriechen.

Für die Großindustriellen hingegen darf der Einwand, daß die mangelhafte, gesundheitschädliche Beschaffenheit ihrer Arbeitsräume auf eine Not- oder Zwangslage zurückzuführen sei, nicht geltend gemacht werden. Nur zu häufig kommt es vor, daß bei Anlage von Fabriken aus Rücksichten auf das Geldinteresse, das Hauptfordernis zum Wohlbefinden des Arbeiters — ein gesunder, luft- und lichtreicher Arbeitsraum — ganz aus den Augen gelassen wird. Wo auch nur eines von beiden — die Luft oder das Licht — nicht in ausreichender Beschaffenheit vorhanden ist, da wird der Organismus des Menschen schwer geschädigt. Zu beklagen sind — wie Professor Hirt, eine Autorität auf dem Gebiete der Arbeiterhygiene sagt — diejenigen, denen Beides bei der Arbeit fehlt, oder nicht genügend geboten wird; „sie sind schlimmer daran, als die Verbrecher in den Gefängnissen“.

Schon beim Eintritt in eine Werkstatt betreten wir oft den unheilvollen Bannkreis der Antihygiene. In niedrigem, engen Raume, in dem nur gerade Platz für die Maschinen und die sie Bedienenden ist, sitzen, stehen, knien eine große Anzahl von Personen, eifrig mit ihrer Arbeit beschäftigt. Das nötige Licht kommt durch rauchgeschwärzte kleine Fenster, oder von wenigen unruhig flackernden Petroleum- oder Gaslampen; die Luft ist erstickend heiß und mit den Ausdünstungsprodukten der Arbeitenden und der Arbeitsmaterialien geschwängert. — kurz, wir sehen uns in einer Arbeitshölle. Was Wunder, daß die Arbeiter, darunter Frauen und Kinder, die in dieser Hölle einen großen Teil des Tages zuzubringen gezwungen sind, körperlich und geistig verkümmern und uns bleich und mit eingefallenen Wangen und hohlen Augen, Bilder der Verkommenheit und des Elends, begegnen!

„So lange“, ruft Hirt aus, „nicht eine bestimmte Größe des Arbeitsraumes gesetzlich verlangt, oder mit anderen Worten: so lange nicht der Luftkubus (die für jeden Einzelnen erforderliche Luftmenge) pro Kopf für die Arbeitsräume festgesetzt ist, so lange wirkt eines der Hauptmomente zur Prädisposition von Krankheiten aller Art ungeschwächt fort, und manche anderweitige heilsame Maßregel wird irrelevant, wenn man dem Arbeiter nicht die genügende Menge atembarer Luft zu seiner Arbeit verschafft“.

Was die Größe der Fenster anlangt, um das natürliche Sonnenlicht in die Arbeitsräume einzulassen, so wird auch hier noch unendlich viel gesündigt, so daß gesetzliche Bestimmungen, die diesen Punkt regeln, nicht minder am Platze wären.

Man bedenke, es handelt sich um einen Schutz für die Gesundheit der vielen Millionen, die im Schweiß ihres Angesichts unter Mangel und Elend aller Art, Wert auf Wert zusammenarbeiten müssen! Schon der bloße Gedanke an die Tatsache, daß der Arbeiter tagsüber in dumpfen, verpesteten Fabrikräumen sich abmühen muß, um dann auch noch seine paar Feierstunden in ungesunden Wohnräumen zubringen zu müssen, ist geeignet, den wohlmeinenden Menschen mit dem Gefühl tatkräftigster Teilnahme zu erfüllen.

Man bedenke ferner, daß durch die bausanitären Verbesserungen der gewerblichen Anlagen in Verbindung mit denen der Wohnungen nicht bloß die Sterblichkeit, sondern auch die Krankheitshäufigkeit unter der arbeitenden Bevölkerung abnehmen wird, was — abgesehen von allen etischen Rücksichten — einem großartigen, materiellen Vorteil gleichkommt. Gesetzliche Bestimmungen, die diese Verbesserungen vorschreiben und regeln, sind unendlich viel wichtiger, als diejenigen, die von der Krankenversicherung der Arbeiter handeln; diese rechnen nur mit den Folgen des Uebels, jene aber würden das Uebel an der Wurzel angreifen.

Wie die Fabriken, so lassen auch die Gefängnisse vieles zu wünschen übrig. Die allermeisten derselben genügen den einfachsten hygienischen Anforderungen nicht. Von Sträflingen überfüllte Räume, schlechtes Licht, das oft absichtlich noch mehr verschlechtert wird, ungenügende Ventilation und sonstige Gesundheitswidrigkeiten, deren nähere Erwähnung Etel hervorheben könnte, trifft man in ihnen fast aller Orten an. Der Hygieniker Vaer und Andere beweisen uns, daß sich hauptsächlich infolge dieser Uebelstände bei den Gefangenen ein frühzeitiger Marasmus (Entkräftung) entwickle, und daß unter ihnen die Schwindsucht große Verheerungen anrichtet. Während unter der freien Bevölkerung in den ungünstigsten Fällen 20 Prozent aller Todesfälle auf Schwindsucht kommen, sind es in den Gefängnissen häufig 80, durchweg aber 40 Prozent. Voll und ganz müssen wir uns dem Urteile Vaers anschließen: „Der Sträfling hat den unbefristeten Anspruch, daß die strafvollziehende Gewalt die Verhältnisse seiner Freiheitsstrafe derart gestalte, daß durch sie sein Leben, seine Gesundheit und seine Erwerbsfähigkeit nicht mehr geschädigt werde, als dies nach dem Wesen der Freiheitsstrafe unvermeidlich ist.“ Auch dem Sträfling gebühren die lebenspendenden und erhaltenden kostbaren Güter der Natur Luft und Licht — und dies umsomehr, als die Gesellschaft nicht freizusprechen ist von dem Vorwurfe, daß sie es ist, die zum Fortwuchern der Verbrechen das Ihrige reichlich beiträgt.

Schließlich sei noch kurz hingewiesen auf die Mängel in den baulichen Verhältnissen der Schulen. Da ist vielfach keine Rücksicht genommen auf die nötige freie Lage des Gebäudes, auf das richtige und genügende Anbringen der Fenster, auf den der Schülerzahl entsprechenden Rauminhalt der Schul-

zimmer, sowie auf gute Ventilation und Heizung. Die Folge davon ist, daß allerlei Krankheiten unter Schülern und Lehrern Vorschub geleistet wird, so besonders der Schwinducht. Die Zunahme dieser Krankheit von Beginn des schulpflichtigen Alters an mit jedem Jahr ist statistisch bewiesen. In Betracht kommen ferner noch eine ganze Reihe von epidemischen Krankheiten, wie Masern, Diphtherie u. dgl., die durch schlechte Luft in den Schulräumen wenigstens sehr begünstigt werden. Wir haben nicht nur ein Recht, sondern die heilige Pflicht, darauf zu dringen, daß das aufwachsende Geschlecht und mit ihm der Lehrerstand vor Schädigung der Gesundheit in schlechten Schulräumen bewahrt bleibe.

Wir stehen vor der Frage: „Was muß geschehen, und was ist geschehen, die betrachteten Schäden und Mängel abzuschaffen?“

Geschehen ist bei uns in Deutschland bis jetzt leider nicht viel mehr als nichts! Allerdings reißt man hier und da Straßen und selbst ganze Stadtviertel nieder, aber nicht sowohl im Interesse der Gesamtheit, um bessere Wohnungsverhältnisse für die Unbemittelten und Armen zu schaffen, als vielmehr zu dem Zwecke, neue Verkehrsadern zu gewinnen, die nur einem Bruchteile der Bevölkerung zugute kommen.

Die Regierungen stehen dem großen Uebel ratlos und machtlos gegenüber; den gesetzgebenden Körperschaften fehlt die Einsicht und der gute Wille zu den notwendigen Reformen, sie negieren den Grundsatz, daß die Obrigkeit in gleicher Weise, wie sie bei Ueberwachung des Markt- und anderen Verkehrs das Publikum vor gemeinschädlichen oder giftigen Substanzen zu bewahren hat, auch verpflichtet ist, die Erbauung, Vermietung und Benutzung gesundheitsgefährlicher Wohn- und Betriebsräume zu verbieten und zu verhindern.

Bis zu welchem Grade der Staat zu diesem Behufe in Privatrechte eingreifen darf, kommt, streng genommen, gar nicht in Betracht. Ganz allgemein aber muß man sagen, daß die Zulässigkeit der Ausübung eines Privatrechts da aufhört, wo dasselbe anfängt, die rechtlichen Interessen, die Wohlfahrt der Gesamtheit zu schädigen. Es muß gebrochen werden mit der kulturfeindlichen Idee, daß der Staat nur dazu da sei, die Sonderinteressen des großen Besitzes zu schützen.

Ohne die Mitwirkung des Staates ist keine große Reform, welche in den Eigentumsverhältnissen ihren Grund hat, möglich; niemals wird es der sogenannten „Selbsthilfe“ gelingen, den Wohnungsfeudalismus zu besiegen, dem gewerbmäßigen den Häuser- und Wohnungsschacher ein Ende zu machen und die mit dem ganzen Bauwesen verknüpften Schäden zu beseitigen, bzw. dasselbe gründlich zu reformieren; es erfordert das einen Kampf, der nur mit der Waffe des Gesetzes siegreich geführt werden kann.

Was vor allem not tut, das ist ein für das ganze deutsche Reich geltendes, auf die richtigen hygienischen und wirtschaftlich-sozialen Erwägungen gegründetes Baugesetz. Die hauptsächlichste dieser Erwägungen dürfte sein: daß — wie Engel erklärt — „der Wohnungsnot ungleich wirksamer auf dem Wege des gemeinschaftlichen als des Einzel-Eigentums begegnet werden kann“. Nur wenn der Gesetzgeber dieser Einsicht Rechnung trägt, wird man dem geschilderten Unwesen und seinen Konsequenzen beikommen und verhindern können, daß Leben, Gesundheit und materielles Wohl der Staatsbürger durch arbeitslosen Erwerb und wucherische Besitztümer weniger geschädigt werden. Sah doch selbst der radikale Freihändler und Manchestermann Julius Faucher sich genötigt zu dem Geständnisse: „Soll gegenüber dem Monopol des Bodenpreises auf dem Terrain großer Städte, das alle Wertserhöhung des Bodens durch Stadtanlagen und die ganze Kulturarbeit der Gemeinde genießt, das den größten Teil des Bauunternehmer-Gewinnes, einen ungebührlichen Teil des Einkommens der Steuerzahler ohne jegliche Gegenleistung verschlingt, — soll diesem Monopol gegenüber die Expropriation des Grund und Bodens nicht eben so gerechtfertigt sein, wie die Expropriation beim

Bergbau, bei allen Arten von Straßen und Anlagen, die dem Nutzen wesentlich dienen?“

Ein Baugesetz soll in erster Linie den Bedürfnissen der Kultur, der wirtschaftlichen und sozialen Wohlfahrt genügen; das kann es aber nur, wenn es basiert auf dem Rechte der Expropriation ungesunder Stadteile und Wohnungen zum Zwecke der Erstellung besserer, — ein Recht, welches in England durch Parlamentsbeschlüsse festgesetzt, seit Jahrzehnten praktisch geübt wird, ohne Rücksicht auf die Privatinteressen einzelner Besitzer.

Als durchaus selbstverständlich und deshalb keiner Begründung bedürftig muß die Forderung erachtet werden, daß das Gesetz besondere Behörden organisiert, welche die Ausführung der nötigen Expropriationen, sowie die Ausführung und Instandhaltung der Baulichkeiten aller Art nach wissenschaftlichen Grundsätzen betreibt.

Die Gemeinden sind — und zwar nicht im Sinne der öffentlichen Armenpflege, sondern lediglich im Sinne der Sozialgerechtigkeit — zu verpflichten, ihre Angehörigen ausreichend mit guten und gesunden Wohnungen zu versorgen und zwar unter Vermeidung des Mietskasernensystems. Jede Gemeinde ist zu ermächtigen, die innerhalb ihres Territoriums belegenen bebauten und unbebauten Grundstücke, — und zwar sowohl die in fiskalischem als die im Privatbesitz befindlichen — soweit sie für Wohnungszwecke gebraucht werden, nach dem natürlichen und örtlichen Ertragswert zu expropriieren. Mangelt es der Gemeinde dazu an den nötigen Baarmitteln, so hat der Staat dieselben unter billigen Bedingungen zu beschaffen.

Das Gesetz muß, — ganz besonders in Rücksicht auf die überbevölkerten Verkehrszentren der Groß- und Mittelstädte — einen einheitlichen Bebauungsplan vorschreiben; es muß ferner: schädliche Ueberzahl von Wohnungsinassen, bzw. Hausbewohnern verbieten; strenge Vorschriften über die Anlage von gewerblichen Betriebsstätten treffen und einen Termin festsetzen, bis zu welchem die bereits bestehenden diesen Vorschriften entsprechend einzurichten sind. Der Mietskasernenbau ist zu verhindern, indem das Gesetz die Höhe und den Umfang der Gebäude entsprechend einschränkt. Wer gegen letztere Maßregel einwendet, daß das Wohnen verteuert, bzw. der Wert der Bauplätze steigen werde, wenn dieselben nicht mehr wie jetzt aufs äußerste ausgenutzt werden können, der befindet sich in einem schweren Irrtum. Das Gegenteil wird der Fall sein: der Wert der Bauplätze wird seine wucherische Höhe verlieren und ein normaler werden. Denn der Bodenwert ist — wie Professor Baumeister, eine Autorität auf diesem Gebiete, nachweist — nicht die Ursache, sondern die Folge des gegenwärtigen Wohnsystems. „Wenn die Sitte den Mietskasernenbau verschmährt, wenn baupolizeiliche Vorschriften die Zahl der Geschosse beschränken oder beträchtliche Abstände zwischen den Häusern fordern, so sinkt der Bodenwert und damit auch das Bestreben, ihn durch sechs oder acht Geschosse auszunutzen“. Es wird dann nicht mehr, wie jetzt, dem Käufer eines Grundstückes schon von Seiten des Verkäufers die Absicht oder Möglichkeit eine Mietkaserne zu errichten, angerechnet.

Für alle diejenigen Wohnhäuser, die nicht das Objekt gewerbmäßiger Vermietung sind, muß das Gesetz die Steuerfreiheit dekretieren. Allerdings sind wir im Prinzip für die Abschaffung dieser Art von Steuern überhaupt. Wie die Sachen nun aber einmal liegen, so ist doch nicht zu verkennen, daß der Erlaß der Steuer auch für diejenigen, welche aus Erbauung und Vermietung von Häusern ein gemeinschaftliches Gewerbe machen, nicht den Mietern, sondern nur den Besitzern zugute kommen würde.

Um die Handwerker vor dem Treiben gewissenloser und betrügerischer Baupespekulanten und -Unternehmer zu schützen, müßte das Gesetz — wie Dr. Otto Kunze mit vollem Rechte fordert — bestimmen: daß innerhalb einer bestimmten Zeit nach behördlich festgestellter und öffentlich bekannt gegebener Vollendung eines Baues, oder bei vorher eintretendem Konkursverfahren gegen einen Bauunternehmer die Bauhandwerker

für ihre Forderungen das Vorzugsrecht vor hypothekarischen Forderungen und die Gleichberechtigung mit sonstigen bevorzugten Forderungen haben.

Das wären die Hauptpunkte, um die es sich bei Erlass eines Baugesetzes für das deutsche Reich handeln dürfte. Der auf Grund solch eines Gesetzes zu führende Kampf gegen die

geschilderten Uebelstände ist auch ein und gewiß nicht unwesentlicher Teil des allgemeinen großen Kampfes „für die eigene Veredelung und die Lebensveredelung Aller“, für die Befreiung der arbeitenden Klassen von Not und Elend, für den Sieg der Sozialgerechtigkeit!

Leopold Schefer.

Zu dessen hundertjährigem Geburtstag.

Von D. Stern.

Das Städtchen Muskau in der Lausitz hat in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der deutschen Literatur zwei äußerst produktive Männer von verschiedener Geistesrichtung gegeben, deren Werke von ihren Zeitgenossen mit lebhaftem Interesse aufgenommen wurden, während sie heutzutage fast verschollen sind. Die pikanten aber bizarren Schriften des geistreichen Fürsten Pückler-Muskau sind längst in die Kumpfkammer der Literatur gewandert und verdanken es nur den satirischen Ausfällen eines Börne und Zimmermann, daß sie nicht ganz in Vergessenheit geraten sind. Ein größeres Verdienst als um die Literatur hat sich derselbe um die Gartenkunst erworben, indem er durch seine berühmten Parkanlagen um Muskau und Branitz bei Kottbus die Landschaftsgärtnerei, in welcher er den natürlichen (englischen) Stil einführte, auf eine bis dahin in Deutschland ungeahnte Höhe hob. — Von weit größerem Wert als die Schriften des Fürsten sind die Leopold Schefers, eines Mannes von echt dichterischer Begabung, der, auch abgesehen von dem zufälligen Umstand seines Geburtsjubiläums, es verdient, daß man die Erinnerung an ihn auffrischt.

Leopold Schefer, der lebenswürdige optimistische Panteist, gehört zu den Dichtern, die wie Rückert und Grillparzer ihre poetischen Anregungen und Kunstideale von den in Deutschland beinahe gleichzeitig auftretenden Richtungen, der Klassik und Romantik, empfangen. Geboren am 30. Juli 1784 zu Muskau, beschäftigte er sich, nachdem er das Gymnasium zu Bautzen absolviert hatte, in seiner Heimat mit Mathematik, Philosophie, den klassischen und orientalischen Sprachen und Musik. Seine ersten poetischen und musikalischen Erzeugnisse wurden von seinem um ein Jahr jüngeren Landsmann, dem Grafen und späteren Fürsten Pückler-Muskau herausgegeben, der lange als deren Verfasser galt. Auch seine zweite Sammlung erschien zwei Jahre später anonym. Im Jahre 1813, als der Graf an dem Kriege gegen Frankreich teilnahm, ernannte er Schefer zum Generalverwalter seiner Güter. Später machte er, zumteil als Begleiter seines vornehmen Protectors, größere Reisen nach Frankreich, England, Italien, Griechenland, den jonischen Inseln, der Türkei und Kleinasien. 1820 nach Muskau zurückgekehrt, lebte er fortan hier, in enger Verbindung mit dem Fürsten, seinen Studien und literarischen Arbeiten, ohne jedoch sein Amt dabei zu vernachlässigen; er verwaltete dasselbe vielmehr eine lange Reihe von Jahren ebenso umsichtig als uneigennützig, zur größten Zufriedenheit seines Gutsherrn. Leider erinnerte man sich trotzdem seiner nicht, als die Standesherrschaft Muskau verkauft wurde, und nun geriet der Greis, der im Vertrauen auf den Fürsten nie an sich gedacht hatte, noch in drückende Verhältnisse, denen sein am 16. Februar 1862 erfolgter Tod ein Ende machte.*) — Schefer entfaltete zuerst als Novellist eine große Fruchtbarkeit. Die Erzählungen: „Novellen“, „Neue Novellen“, „Lavabecher“, „Kleine Romane“, „Göttliche Komödie in Rom“, eine Meisternovelle, worin der Dichter den großen Panteisten Giordano Bruno ein herrliches Denkmal gesetzt hat, „Graf Branitz“, „Genevion von Toulouse“ und die gegen das

Konventikelwesen gerichtete pikante Novelle „Die Sibylle von Mantua“ folgten rasch nacheinander. Es sind lyrisch-epische Dichtungen in Prosa. Sie führen den Leser nach China, Kanada, Konstantinopel, auf die griechischen Inseln, nach Rom, Venedig u. s. w. und fesseln durch ein ebenso glänzendes wie treues Kolorit, reizende Erfindung und lebendige Phantasie, welche, unterstützt von sehr genauer Kenntnis fremder Länder und Sitten, das Fernste in seinem eigensten Schmuck lebendig veranschaulicht. Zugleich bekunden Schefers Novellen große Innigkeit des Gefühls und tiefe psychologische Kenntnis. Namentlich versteht der Dichter weibliche Charaktere mit großer Wahrheit zu schildern. Ueber diese Vorzüge übersieht man gern die oft bizarre und phantastische stoffliche Einkleidung und die nicht selten ungelente Sprache. Seine letzte, unvollendet gebliebene epische Dichtung in Hexametern, „Homers Apoteose“, will neben einer Verherrlichung des größten Epikers aller Zeiten ein Bild des ganzen Menschenlebens sein, aus welchem die Blume der Dichtkunst hervorblüht; doch verliert sie sich häufig ins Bizarre. Von Schefers bedeutenden theoretischen Kenntnissen in der Musik zeugen seine Oper „Sakontala“ und viele von ihm komponierten Quartette. In späterer Zeit wandte sich Schefers Muse vorzugsweise der lyrischen Poesie zu. Es erschienen von ihm: „Kleine lyrische Werke“, „Vigilien“, „Gedichte“. Höchst originelle Poesien sind „Hafis in Hellas“, worin sich das anakreon-tisch Spielende der althellenischen Liebespoesie mit der didaktischen Richtung und der Bilderpracht des Orients vereinigt, und der „Koran der Liebe nebst kleiner Suna“, die Fortsetzung des Hafis, voll schalkhafter Epigramme, leichtfüßiger Dithyramben, erotischer Legenden und Parabeln von höchst abgerundeter Form. Durch beide Dichtungen zieht sich als roter Faden die Polemik gegen den Spiritualismus, aber in orientalischer Lyrik verhüllt. Manches Fremdartige darin erklärt sich aus seiner Vorliebe für den Orient und die religiös-sittlichen Ansichten des Mohammedanismus, die besonders stark in „Mohamets türkischen Himmelsbriefen“ hervortritt. Den ersten Rang unter Schefers Dichtungen nimmt sein „Laienbrevier“ ein. Das Werk ist wie ein Brevier eingerichtet; jedem einzelnen Tage des Jahres ist eine Betrachtung gewidmet, ohne daß sich der Dichter dabei an die Jahreszeiten gebunden hätte. Es ist ein panteistisches Erbauungsbuch, reich an poetischen Schönheiten. Der Inhalt wechselt zwischen großartigen Naturhymnen, populär-philosophischen Erörterungen über Glück und Unglück, Lust und Leid, wozu letzteres als Läuterung und Klärung des Menschenherzens gekennzeichnet wird, herrlichen Ausblicken auf den Umchwung der Kultur, wie besonders Ermahnungen, dem Reinen-sichlichen und der Natur sich unbesorgen hinzugeben, der ungetrübten Liebe und Güte ganz das Herz zu weihen. Unserem modernen Geschmack will indessen Schefers Laienbrevier, das seiner Zeit zur großen Popularität gelangt und sogar noch mehr Erfolg hatte, als Rückerts „Weisheit des Brahmanen“, nicht mehr zusagen, weder nach dem allzustark darin hervortretenden Geiste der Beschaulichkeit und Naturfeligkeit, noch nach der monotonen Form des durch häufige Breite und Weiterschweifigkeit keineswegs gewinnt. Doch sind darin eine Menge Goldkörner enthalten, welche gesammelt und sachlich gruppiert eine hübsche Antologie bilden

*) Vgl. Salomon, Geschichte der deutschen Nationalliteratur, VIII. Die einzig vorhandene ausführliche Biographie Schefers von Lüdemann habe ich auch in bedeutenden Bibliotheken nicht erlangen können.

dürften. — Es sei mir verstattet, auf den ersten Punkt etwas näher einzugehen. Der nach Wohlbedinden und Glück strebende Mensch sieht sich in mannichfaltigster Richtung auf die Außenwelt angewiesen. Seine niederen und höheren Bedürfnisse kann er vielfach nur mittels äußerer Objekte befriedigen und jemehr sich das Kulturleben verfeinert, desto mehr steigert sich diese Abhängigkeit von der Außenwelt. Allein häufig türmen sich unübersteigbare Hindernisse zwischen den Menschen und die Gegenstände seiner Wünsche und er sieht sich in sehr vielen Fällen unvermögend, die Objekte, mit welchen er sein Glück aufbauen will, zu erlangen. Aus dieser Inkongruenz entspringen nun verschiedenartige Anschauungen von Glück. Die Kirche will das nach Glück vergebens sich sehrende Menschenherz durch ein phantastisches Schlaraffenland jenseits des Grabes narkotisieren. Die Philosophie dagegen weist den Menschen an, das Glück nicht aus der Außenwelt zu schöpfen, sondern aus seinem Innern, aus der Erkenntnis- und Gefühlswelt. „Es ist nicht draußen, da sucht es der Tor; es ist in dir, du bringst es ewig hervor.“

Die Jhniker haben die von Sokrates erstmals philosophisch gepredigte Unabhängigkeit von der Außenwelt bis zur asketischen Abstinenz übertrieben. Amor dei intellectualis (Geistige Liebe zu Gott, d. h. zu Welt und Natur) nennt Spinoza die aus der Erkenntnis und Betrachtung des Universums quellende Befriedigung der Seele, und in seinen Fußstapfen wanderte Leopold Schefer, bei dem sich zur Naturbetrachtung eine allzuweiche, sentimentalisch unerquickliche Menschenliebe gesellt. Aber diese, für einen Ausnahmismenschen wie Spinoza, der dabei Zölibitär und von einer fabelhaften Bedürfnislosigkeit war, ausreichende Glücksformel ist ein sehr schlechtes Rezept für die Durchschnittsmenschheit, und gegenüber den von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer mehr wachsenden sozialen Notständen kann sie ohnehin nicht in Betracht kommen, da man mit der amor dei intellectualis einen hungrigen Magen nicht satt machen kann. Es ist darum sehr erklärlich, daß sich die moderne Philosophie dem Pessimismus in die Arme geworfen hat. Der Pessimismus ist das Geständnis der Weltordnung der Bourgeoisie, daß sie unvermögend ist, das Glück auf Erden zu begründen, er ist das Eingeständnis ihrer eudämonischen Impotenz, die Erklärung ihres eudämonischen Bankrotts, und es ist sehr bezeichnend, daß der religiös-radikale, politisch dagegen konservative E. v. Hartmann, der den Schopenhauer noch überschopenhauert hat, der Wortführer des modernen Pessimismus und seine Lehre das philosophische Credo der vornehmen Welt geworden ist. — Wer dagegen überzeugt ist, daß soziale Zustände denk- und durchführbar sind, welche jedermann die Befriedigung der größeren wie der feineren Bedürfnisse in vollem Maße ermöglichen, so daß jene Inkongruenz zwischen Streben und Erreichen, worüber Theologen, Philosophen und Nationalökonomien aller Zeiten sich die Köpfe zerbrochen, auf ein Minimum einschrumpft, der wird den Pessimismus dahin verweisen, wohin er gehört, nämlich in die Kategorie spekulativer Absurditäten, die sich von ihresgleichen nur noch durch auffällige Inkongruenz abhebt. Denn jedem Pessimisten könnte man das stoische patet janua, exi! (Die Türe der Welt steht offen, geh hinaus!) zurufen. Da er aber die Türklinke nicht einmal berührt, im Gegenteil sich die Lederbissen an der für ihn reich gedeckten Tafel des Lebens vortrefflich schmecken läßt, so kann man auf ihn selbst anwenden, was der Vater des Pessimismus, Schopenhauer, von den Stoikern sagt (de te fabula narratur): „An einer luxuriösen römischen Tafel sitzend, ließen sie kein Gericht ungekostet, versicherten jedoch dabei, das wären sammt und sonders gleichgültige Dinge, keine wahren Güter; oder deutsch zu reden, sie aßen, tranken, machten sich einen guten Tag, wußten aber dem lieben Gott keinen Dank dafür, schnitten vielmehr fastidiose Gesichter und versicherten nur immer brav, daß sie sich den Teufel scheerten um die ganze Freßerei.“

Dem „Laienbrevier“ ließ Schefer noch die „Vigilien“, den „Weltpriester“ und die „Hausreden“ folgen, fügte damit aber, wie Salomon bemerkt, seinem Lorbeerkranz kein neues Blatt hinzu, denn alle drei Werke sind nur breite salbungsvolle

Wiederholungen der Naturandachten des erstgenannten. Indessen sind auch diese Poesien nicht arm an originellen Wendungen und Gedanken.

Wir geben dem Leser im Nachstehenden einige Proben aus dem Laienbrevier, die wir mit entsprechenden Ueberschriften versehen haben.

Wunder.

Auch du kannst Wunder tun; sieh, alle Weisen
In alten Zeiten taten Wunder ein
Und tun sie immerfort. Sie machen Blinde
Zu Sehenden, zu Hörenden die Tauben,
Die Kranken heilen sie und sprengen Ketten
Der Sklaven und bereiten allen Armen
Das Himmelreich! — Vernunft allein tut Wunder.
Gewalt der Wahrheit zwingt der Menschen Herzen.
Wie viel Geschlechter hörten! Wie viel Völker
Besamen Augen! Wie viel Legionen
Der Cherubim bedienen jetzt den Sohn
Des Paradieses! Wie viel Teufel fahren
Jetzt in die Säue, stürzen sich ins Meer
Des Unsinn und der Lüge! — Glaubet nur:
„Ihr werdet größere Wunder tun als ich!“

Herbst.

Gleich einer Mutter, die ihr letztes Mädchen
Jetzt auch vermählt und aus dem Haus entlassen,
Seit ihrem Hochzeitstag vor langen Jahren
Sich endlich, endlich wieder ruhig hinsetzt,
Nachdem sie ihres Lebens Werk getan —
So ruht Natur, die Mutter, jetzt im Herbst
Auf solchen großen Werkes Arbeit aus.
Viel tausend kleine Töchter, zarte Blumen
Auch hat sie angezogen nach der Reihe
Mit jedem schönen Kleid auf Lebensdauer
An jedem Morgen und zum Schlafengehn
Mit Tau ihr liebliches Gesicht gewaschen,
Hat den Erwachsenen in heitern Nächten
Bei Mondenglanz in aller Stille wohl,
Doch jeder reichlich, Hochzeit ausgerichtet,
Dann aller Kinder Werk noch mitbesorgt:
Den Blütenbaum zum Fruchtbaum leis verwandelt,
Mit Enkeln wie mit Früchten ihn umgeben,
Der Schlangen Eier sonnig brüten lassen,
Bis sie die Kinder nur sich säugen durfte,
Ihr selbst ein Jahrkleid bunt und neu gewebt,
Den Schmetterling mit Blumenstaub gemalt,
Der Weinbeer Keller voll mit Most gefüllt,
Im stillen Haus die Bohne zart geprentelt,
Selbst an dem Kornwurm keinen Punkt vergessen,
Den kleinsten Strich nicht an dem stummen Fischchen
Und alles war ihr schön und froh wie je!
In Luft und Meer und Wald und Feld ringsum!
Keins hat verlangt und jedes hat empfangen.
O welches Glück der großen Mutter aller!
Und sich in ihre frohe Seele denken,
In ihres Liebens schön gelungenes Werk,
Welch' andre Wonne kann noch größer sein!
Wie ganz verschwindet, was ihr großes Kind,
Der Mensch, im Kreis der Erde rings getan.

Wert der Welt.

In unsrem Herzen liegt der Wert der Welt.
Wir ziehn durch sie vorüber wie die Sonne;
So hell wir glänzten und so warm wir strahlten,
So viel wir Blumen aus der Erde lodten,
So schön, so freudenvoll war unser Tag!
Der Mond wird schlecht von unserer Erde sprechen,
Weil er mit kaltem Schein sie Nachts nur sieht.

Schönheit.

Die Schönheit ist ein Kind der freien Seele
Und kräftiger Gesundheit. Freie Völker,
Die Edles dachten, Großes, einfach lebten,
Sie waren schön in Massen. Wilst du Schönheit,
So gib dem Volke Freiheit, edlen Sinn,
Beschäftigung, die Großes wirkt.

Der Frauen Herz.

Nicht unerforschlich ist der Frau'n Gemüt,
Klar gab sich's kund im langen Lauf der Vorzeit;
Nur unglücksel'ger sind sie als die Männer,
Die ihr Geheimstes gleich der Erd' emporblühen.
Der Frauen Herz blüht innen wie die Feige.



Vor der Parade.



Nach der Parade.

Das Kind.

Von allen Wesen das hilfloseste
Erscheinet dir das neugeborne Kind,
Mehr als des Lammes kleine Tochter, gleich
Im Gras aufstehend und von Blumen zupfend!
Mehr als das kleine Bienenknäbchen, gleich
Von surrenden Geschwistern süß gefüttert
Mit goldnem Blumenblut aus Weichenherzen!
Doch wer ist reicher als das Kind durch Liebe
Der Mutter, durch der Menschen schönen Bund?

Glück.

Steh immer über allem Glück, sieh keines
Für einzig, für das höchste an, damit
Du Augen, Herz und Sinn dir frei erhältst.

Hoffnung.

Wer wünscht und hofft, der lebt schon in der Zukunft,
Er spürt um sich die Zeit, die Dinge kaum,
Bedenkt und braucht sie nur, sofern sie ihm
Als Stufen dienlich sind zu seinem Ziel.
So braucht der Fischer in dem Boot die Wogen,
Die ew'gen, nur zu seinem Ruderschlage
Und lebt schon mit dem Auge in dem Hasen,
Den er nur sieht, und ist schon an dem Tische
Mit Weib und Kind am warmen Herde sitzend
Die Fische, die im Boot noch um ihn zappeln.
Drum jeder hoffe, jeder wünsch' etwas,
Denn Jahre lang genießt er es im Herzen
Und durch die schweren Tage schiffet er leicht.

Unglück.

So wie die Feuersbrunst zum Löschten leuchtet,
Hilft jedes Unglück selber sich vertilgen;
Wie jedes Köhlchen, das noch schaden könnte,
Durch Glühen sich verrät, um ausgegossen
Zu werden, also schreit die kleinste Not
Laut wie der Frosch im Sumpf, warum bis heut
Nicht alle Not längst ausgerottet ist? —

Die Ruhe.

„Es ist nur Eine Ruh' vorhanden“ — doch
Die träge Ruh' im Grabe ist sie nicht!
Die Ruhe ist die stille Kraft des Geistes,
Der in der Welt, doch über aller Welt
Festschwebend, alles Uebel niederhält,
Nur voll vom Guten nicht das Böse kennt,
Und rein die Liebe walten läßt. Ihm ist
Das regste Leben: ungestörte Ruhe;
Der Kampf mit aller Welt: der tiefste Friede!

Seelengröße.

Das ist nicht Seelengröße, Stärk' und Fassung,
Wenn du das außerordentliche Unglück,
Entscheidend letzte schwere Schicksalsschläge,
Verlust an Ehre, deines Habs und Gutes,
Des Lebens deiner Lieben, der Gesundheit
Und Freude nur auf immerdar erträgst,
Und ruhig bleibst, gelassen und geduldig. —
Doch wenn du jedes Tages kleinere
Bedrängnis, Sorg' und Widerwärtigkeiten
Nicht herb empfindest, nicht verzagst und schwach,
Im Mut das Kleine freudig trügst und lobst,
Das, liebe Seele, erst ist Seelengröße,
Ist Stärke, Fassung, göttliches Bezeigen.

Unter zweien Dingen das Rechte.

Willst du von zweien Dingen wissen, welches
Das Rechte? — Nimmer ist es das Bequeme.
Was dir die meiste Mühe macht, das ist es!
Das würde dir sogar, denn du besiegst
Dabei der Stoffe alte Trägheit, du
Besiegst dein eigen Herz.

Gewohnter Fehler.

Ein angewohnter Fehler gleicht der Fliege:
Du jagst sie hundertmal in Zwischenräumen
Hinweg und dennoch kehrt sie immer wieder
Und plagt dich immer ärger. Willst du sie
Auf immer los sein, wehre nacheinander
Sie eine Weile unermüdet ab,

Auch wenn sie nicht scheint da zu sein, indes
Sie wohl verborgen dir im Nacken sitzt.
Auch dort verschauhe sie, so bleibt sie aus;
An dir ist gar kein Hasten — denkt sie klug.

Solidarität.

Ein Schweres ist's, auf Erden fröhlich sein!
Bald hörst du, hier liegt einer krank danieder,
Bald trägt man einen Toten still hinaus.
Wen sollte anderer Leid nicht selber rühren?
Wen kann nicht anderer Schicksal selber treffen?

Die Schlechten.

Begegne jedem Bösen zart und sanft,
Begegn' ihm hilfreich! Denn du kannst kaum denken,
Welch schmachlich Sein er trägt, wie viel er Kraft
Verschwendet, um sich aufrecht in der Fülle
Der Edleren zu halten. Sei dem Herben
Und Mürrischen recht mild! Du weißt es nicht,
Welch schwere, jahrelange Leiden nur
Als leises Murren auf die Lippen ihm treten.
Dem Häßlichen begegne liebevoll,
Denn Lieb' ist, was er zu entbehren glaubt.

Diebstahl.

„In finst'rer Nacht hat dir das arme Weib
Ein dustend Laibbrod aus dem Stur gestohlen.“
Nun, soll ich zürnen, daß sie Hunger leidet?
Und soll ich lachen, daß sie nehmen mußte,
Was ich ihr nicht gegeben, unbekümmert
Um Arme und um ihre Armut auch!
Rein, laß mich sie bedauern, daß die Seele
Durch meine und der Menschen Härte ihr
Gezungen war zu solcher bangen Tat!
Laß mich mich selbst bedauern, daß ich habend,
Unvorsichtig nicht bedacht, wer um mich darbe!
Und — daß wir keinen Fehler zweimal tun —
Geh, gib ihr auf voraus das doppelte!
Und heiß die Arme ja mir wiederkommen!
Der Reiche und der Harte, der nicht gibt,
Der stiehlt! Der Arme tut es nur für ihn.
Die Schuld der Welt und all ihr Unglück tragen
Die Starken, Unbarmherzigen und Blinden.
Dem einen nur begegnen wie dem andern. . . .
Gleich drückend, hart, ja strafend gar und rächend,
Das hieße in der Hölle kaum gerecht!
Gerecht ist der, der jedem das gewährt,
Was ihm gebührt. Drum bist du erst gerecht,
Wenn du dich jedem ganz als Mensch gewährst,
Die ganze Güte und die ganze Liebe,
Denn die ist sein an dir und dein an ihm!

Gut wie die Rosenwurzel.

Willst du noch kaum so gut sein wie ein Mensch,
Sei nur so gut erst wie die Rosenwurzel:
In Erde still verborgen, ungesehet
Und unbeachtet, sammelt sie die Kraft;
Sie treibt ein Reis, treibt Zweige, an den Zweigen
Dann Blätter, Knospen, Rosen, selber Dornen;
Die Rosen nährt sie, füllt sie aus mit Duft,
Und bleibt auch still, wenn du sie lobst, ja brichst.
Sie fühlt die Kraft in sich zu hundert neuen
Und selbst die Dornen trägt sie nicht umsonst.
Denn streift im Lenz das Lamm die Wolle ab,
Ergreift sie mit den Dornen jedes Flöckchen
Und hält es lang geduldig fest, bis Vögel
Nun kommen und zum weichen Nest es rauben
Für ihre Jungen. Und sie regt sich nicht. —
Sei nur so gut erst wie die Rosenwurzel,
Willst du noch nicht so gut sein wie ein Mensch.

Wohltun.

Denk öfter: Wer genießt wohl jetzt das Gute,
Das ich ihm tat? — Und wär's auch nur der Rod,
Den du dem Bettler gabst; die warme Stube,
Darin jetzt im Winter arme Kinder sitzen. —
Und freut dich das, so tue wieder Gutes! —
Doch denk auch: Wer wohl leidet jetzt das Böse,
Das ich ihm tat! — Und wär's auch nur der Stein,
Den du dem Blinden nicht vom Wege nahmst,
Der Horn, womit du einen Saunten schaltetest!
Und tränk dich das, so tue wieder Gutes.

Die Mitternachtssonne von Avasaksa in Finnland.

Von Gartenbanddirektor O. Sützig.

Ein Reisebrief in „Göteborgs Handels- och Sjöfartstidning“ unter gleicher Ueberschrift erinnerte mich vor einigen Jahren an eine Geschäftsreise, die ich einst in die nördlichste Provinz Schwedens machte; ich ging von da nach Finnland, um von dem oben genannten Berge Avasaksa, wie viele Andere, die „Mitternachtssonne“ zu sehen, selbst auf die Gefahr hin, daß sie sich in jenen Tagen, wie so oft, in dunkles Gewölk hüllen werde.

Norrand, jene nördlichste Provinz Schwedens, hat in ihrer Hauptstadt Luleå (unter 65° 30' n. Br.) einen Gartenbauverein, der sich die Aufgabe stellte, nicht allein für die Anlage und Verschönerung von Gärten auf großen und kleinen Besitzümern zu sorgen, sondern auch durch das Beispiel zu lehren, daß selbst in einem so ungünstigen Klima wie das im hohen Norden die Natur besiegt werden könne. Der Verein besitzt auf seinem ungefähr zwei Hektar großen Versuchsfelde Gewächshäuser und Mistbeete, mit deren Hilfe er Gartenbau in großem Maßstabe betreibt, namentlich Samen von Kohl, Rüben, Erbsen etc. zieht, die in berliner gärtnerischen Kreisen und bei deutschen Landwirten Beachtung und Verbreitung gefunden haben, weil sie Pflanzen liefern, die außerordentlich schnell zu vollkommener Entwicklung gelangen.

Die Natur erwacht hier wohl sehr spät — am 16. Juni stand das Thermometer auf dem Gefrierpunkt; aber am 22. Juni fiel ein warmer Regen, die Pflanzen wurden plötzlich grün, sie wuchsen mit erstaunlicher Geschwindigkeit und am Johannistage, am 24. Juni, hatte man 25° C. Wärme!

Noch vor diesem Tage führte mich mein Gastfreund in Luleå durch die wunderniedliche Stadt Haparanda hinüber nach Finnland, zuerst in die Schwesterstadt Torneå (lies Torneo, Luleo, denn å = o), die an der linken Seite des Flusses gleichen Namens oder eigentlich an dem Delta liegt, welches vor diesem Fluß aus einem beinahe vertrockneten Arme desselben gebildet wird. Dieser Arm ist die Grenze zwischen Schweden und seinem mächtigen Nachbar im Osten. Allerdings geht eine Landstraße in einem großen Bogen von der einen Stadt zur andern, aber wir fanden den Umweg zu weit und benutzten deshalb eine äußerst sinnreich angelegte Brücke, um den Flußarm auf dem kürzesten Wege zu überschreiten: wir hüpfen nämlich mit jugendlicher Gewandtheit von dem einen zum andern der Steine, die hier entweder von Menschenhand gelegt oder durch das fließende Wasser von Sand und Schlamm entblößt worden waren.

Die ersten Schritte in Torneå ließen uns sofort die Bemerkung machen, daß wir uns nicht mehr in Schweden befanden: die beiden freundlichen Städte Luleå und Haparanda jenseits der Grenze mit ihrer Gartenkultur, mit ihren überall sichtbaren Zeichen von Wohlhabenheit und Ordnungssinn, hier die finnische Stadt mit ihren rotangestrichenen aber halb verfallenen Häusern — welcher Unterschied! Aber Torneå hat den beinahe majestätischen Fluß, der mit seinem ruhigen, ich möchte sagen: ernsthaften Lauf auf den Fremden einen tiefen Eindruck macht und von dem aus wir, als wir ihn am nächsten Tage auf der hier eingerichteten Fähre überschritten, einen entzückenden Anblick der kuppigten schwedischen Küste erhielten.

Zu Fuß gingen wir weiter und begegneten bald einer Abteilung der russischen Grenzbeobachtung, einer Patrouille von sechs Kosaken, die in ihren blauen Uniformen mit rotem Kragen, mit den roten Streifen an den Hosen, mit ihrem glänzend mit dem roten Haar, kleinem Schnurrbart und lebhaften Augen einen ganz hübschen Eindruck machten; ihre Haltung auf dem Pferde war frei und sicher, beinahe imponierend — wohl eine Folge davon, daß diese Söhne der Steppen am Don sich von ihrer frühesten Kindheit an gewöhnt haben, zu reiten, auch als sie die zahlreichen Herden ihrer Väter oder der reichen Bojaren hüten mußten.

Je höher wir am Fluß weiter stiegen, desto dichter wurden die reizenden Wasserfälle mit zahlreichen bloßgelegten Felsblöcken und auf diesen fand sich Lachsbrut in unglaublicher Menge. Nebenbei gefast verkauft man hier diesen delikaten Fisch zu dem fabelhaft billigen Preis von 8—10 finnischen = 6—7,5 deutschen Mark für das Lispund d. h. 10 Kilogramm. — In den Bauerhöfen an der Landstraße erhielten wir sehr billige Geware, Brot und Butter, gebratenes Fleisch, eingesalzene Lachsfische und saure Milch, alles von delikatem Geschmack. Das Wetter war prachtvoll und der Duft vom Kiefernwalde, durch den wir zogen, fast berauschend. Ueber und zwischen den Wurzeln der mächtigen Kiefernstämme schlängelte sich die allen Schweden so lieb gewordene Linnaea, jene nach unserem berühmten Landsmann*) Linné benannte immergrüne Liane mit roten wohlriechenden Blüten, aus der Ferne hörte man des Kuluks Ruf in einem Birkenhain und dicht neben uns das Brausen und Rauschen der Wasserfälle. Unsere Stimmung wurde aber beinahe elegisch, als wir sahen, wie ganz in der Nähe ein Boot vom Strande abgestoßen wurde, besetzt mit einigen hübschen Mädchen, die ihr Rühen, das jenseitige Ufer zu erreichen, mit ihrem melancholisch klagenden Nationalgesang (Ah! voi kuinka kauheasti etc.) begleiteten, der uns vielleicht in eine recht düstre Stimmung versetzt hätte, wenn nicht durch Lapplands schlimmste Plage, Milliarden von Mücken, unsere Gedanken und Hände fortwährend beschäftigt gewesen wären.

Im Vorbeigehen veräumten wir nicht, den freundlichen Wohltäter aller Avasaksa-Besucher, den Pastor Robert Caströn im Pastorat von Karungi, zu begrüßen, wo wir gastfrei aufgenommen und in liebenswürdigster Weise verpflegt wurden; um so weniger aber durften wir uns hier lange aufhalten; auch mußten wir noch vor Abend den ersehnten Berg erreichen, den wir auch bald genug erblickten, jenen bis zum Gipfel mit Wald bewachsenen erloschenen Vulkan — das schien er uns zu sein — mit steilen Wänden, die beim Ersteigen das Anspannen aller unserer Kräfte forderten. Vorher ruhten wir noch einmal in dem am Fuße des Berges belegenen Kirchdorf Ober-Torneå, wo uns auch erzählt wurde, daß bereits ungefähr 50 Touristen auf dem Berge seien, darunter auch ein Engländer, der sich im vorigen Jahre gelobt hatte, die Gegend nicht eher zu verlassen, als bis er die Mitternachtssonne gesehen. Im vorigen Jahre war die Sonne nämlich während mehrerer Wochen, von Mitte Juni bis Ende Juli, von dichten Wolken verhüllt gewesen — und der Engländer war noch hier! Aber seine Ausdauer sollte belohnt werden!

Das Besteigen des Berges war, wie gesagt, mühsam und wurde noch besonders erschwert durch die zahlreichen losen Steine, die nur leicht von dünnem Moos bedeckt waren und die uns oft in Gefahr brachten, auszugleiten und zu stürzen. — Gegen sieben Uhr Abends endlich erreichten wir den baumfreien Gipfel des Berges, von dem aus man die Wanderung der Sonne um den nördlichen Horizont sehen kann. Bald sammelten sich Einheimische und Reisende, Alte und Junge, um den Tee, Toddy (warmes Wasser mit Zucker und Kognak nach Belieben, das beliebteste Getränk der Herren-Gesellschaft auch in Schweden) und Butterbrot, ein gemüthlicher Imbis, zu dem einige in der Nähe ansässige Standespersonen die Materialien herbeigeschafft und uns alle eingeladen hatten.

Der Himmel war durchaus klar, nicht die Spur einer Wolke war sichtbar. Ueberall, wohin das Auge sah, erblickte man Freudenfeuer, auf Finnisch „Katto“ genannt; der Fluß Torneå floß gleichsam zwischen diesen Feuern hindurch und erschien in der im Abendgrau dunkelgrünen Erdoberfläche wie ein hellblaues, silberglänzendes Seidenband; die kleinen Wasserfälle mit ihrem

*) Ich war damals eingewanderter und nationalisirter Schwede.

weißen Schaum gaben dem scheinbar so ruhigen Fluß Beweglichkeit, und die zahlreichen, wie Rufschaalen schaukelnden Boote, die gerade heute seine Oberfläche belebten, gaben dem Bilde noch größeren Reiz. Einige aus unserer Gesellschaft wollten von hier aus 12 Kirchtürme der benachbarten Kirchdörfer zählen können, meine Augen aber reichten hierzu nicht aus.

Wohl aber hörte man von einigen Türmen die Mitternachtsstunde schlagen; die Sonne stand dabei genau im Norden des Horizonts und wurde mit Toasten, Lebehochs und Hurrahs in wenigstens sieben verschiedenen Sprachen begrüßt — so mannigfaltig waren nämlich die Nationalitäten der Touristen, welche sich hier versammelt hatten! — Die Sonne erschien wie ein großes Feuerbett; sie war nicht so glänzend wie in den Tagesstunden, sie glich mehr einer eben aufsteigenden Morgen-sonne.

Bei allen Gegenwärtigen zeigte sich Genugthuung und Freude über das seltene Schauspiel und die Unterhaltung wurde leb-

haft; aber sie glich beinahe jener, wie wir sie uns vom Turmbau zu Babel vorstellen und wurde nur zuweilen unterbrochen von einer lustigen Polka oder einem einheimischen (finnischen) Ringtanz, an dem wir alle ohne Ausnahme teilnahmen.

Die Sonne hatte sich wieder hoch am Himmel erhoben, ehe wir den Gipfel des Berges verließen; aber hier und da sah man noch in der Ferne ein „Koffo“ glühen und rauchen. Herzlich zufrieden mit unserer „Mittsommernacht“ trennten wir uns am Fuße des Berges von der übrigen Gesellschaft und bestiegen, da unsere Zeit gemessen und eine längere Fußtour nicht gestattet, eine vorher bestellte finnische „Rapphöna“ (ein „Rebhuhn“, eine einspännige Karre auf zwei Rädern, das gewöhnliche „Extra“-Postfuhrwerk in Finnland und Schweden), um möglichst schnell und auf dem kürzesten Wege nach Haparanda und Luleå zurückzukehren, von wo ich auch bald meine Rückreise nach dem Süden antreten mußte.

Die Bedeutung der Zuckerproduktion in Deutschland.

Von Bruno Geiser.

Am 10. Februar 1883 beschloß der Bundesrat, es solle eine Zucker-Enquete-Kommission eingesetzt werden, welche aus Beamten des Reichs und einzelner Bundesstaaten, im Verein mit Sachverständigen der Zuckerindustrie und des Rübenbaues zusammenzusetzen sei und die Aufgabe haben solle, zu untersuchen, woher der finanzielle Rückgang der Rübenzuckersteuer komme und wie ihm abzuhelfen sei.

Die Rübenzuckersteuer bildet einen bedeutenden Teil der Reichseinnahmen. Letztere betragen im Verwaltungsjahre 1883/84 577 693 422 Mark, während die Rübenzuckersteuer in derselben Etatsperiode auf 44 443 780 Mark beziffert wurde, also ungefähr 8 Prozent der gesamten Einnahmen des deutschen Reiches ausmachte.

Die Einnahmen von etwa 44 1/2 Millionen Mark, welche die Rübenzuckersteuer 1883/84 abwirft, legt nun aber gerade den erheblichen Rückgang in der Ergiebigkeit dieser Steuerquelle dar.

1873/74 wurden nämlich 3 528 764 000 Kilogramm Rüben versteuert und gewährten dem Reiche einen Steuerertrag von 45 453 450 Mark; in den beiden folgenden Jahren blieb die Menge der versteuerten Rüben im Durchschnitt etwa dieselbe, der Steuerertrag stieg jedoch auf etwas über 50 Millionen Mark. 1880/81 dagegen war die Menge der versteuerten Rüben auf 6 322 203 000 Kilogramm, also auf beinahe das doppelte Quantum angewachsen, der Steuerertrag aber auf wenig über 46 Millionen Mark gesunken, ein Ergebnis, das, wie oben bereits angegeben, sich aller sachverständigen Berechnung nach in den nächsten Jahren nicht wesentlich verbessern konnte*).

Die Rübensteuer betrug vom 1. September 1841 ab für 100 Kilo Rüben nach gegenwärtigem Reichsgelde 10 Pf., vom 1. September 1844 ab 30 Pf., vom 1. September 1850 60 Pf., vom 1. September 1853 M. 1.20, vom 1. September 1858 M. 1.50, vom 1. September 1869 M. 1.60; sie ist also im Laufe von nicht ganz 30 Jahren um das fünfzehnfache ihres ursprünglichen Betrages erhöht worden.

Mit der Rübensteuer geht ein Eingangszoll auf ausländischen Zucker Hand in Hand, der am 1. September 1861 für 100 Kilo Brots-, Hut-, Kandis-, Bruch-, Lumpen- und weißen gestopfenen Zucker 44 Mark, für Rohzucker und Farin 36 Mark, für Rohzucker, welcher in inländischen Siedereien unter Kontrolle raffiniert wurde, M. 25.50 und für Syrup M. 15 betrug; vom 1. September 1869 für 100 Kilo raffinierten Zucker auf 30 M., sowie für Rohzucker je nach Dualität auf 25—30 M. erhöht wurde.

Gegenüber dem Eingangszoll für fremden Zucker stand seit 1. September 1858 eine Ausfuhrprämie für im Inlande raffi-

nirten indischen Zucker in der Höhe von M. 35 für 100 Kilo, und für heimischen Rübenzucker vom 1. September 1861 in Gestalt von Rohzucker und Farin M. 16.50, von Brots-, Hut- und Kandiszucker M. 20.—, welche Sätze 1866 und 1869 erhöht wurden und zwar für Kolonial- und Rübenzucker gleichmäßig auf M. 18.80 bei Rohzucker von mindestens 88% Polarisation, für Kandis und Zucker in vollen weißen harten Broden bis 12,5 Kilo Nettogewicht oder vor der Steuerbehörde zerkleinert M. 23, für allen übrigen harten, sowie für allen weißen trockenen Zucker von mindestens 98% Polarisation M. 21.60 für 100 Kilo.

Diese Ausfuhrprämie ist die Ursache des verhältnismäßig geringen Betrages der Zuckerbesteuerung. Während die Rübensteuer 1882/83 139 954 500 Mark eintrug, mußten an Rückzöllen den Zuckerfabrikanten gezahlt werden 73 507 600 Mark, so daß 1882/83 an Erträgen der Rübensteuer und des Eingangszolls auf Zucker nur dem Reiche übrig blieben 68 177 000 M.*).

Die Ursachen dieses in der Tat auffallenden und für die Finanzverwaltung des Reichs beunruhigenden Uebelstandes zu untersuchen, war also die Aufgabe jener Zucker-Enquete-Kommission.

Letztere wurde durch Beschlüsse des Bundesrats am 3. und 8. März zusammengesetzt aus fünf Beamten, von denen der eine, der kaiserlich Geheime Oberregierungsrat Vocius durch den Reichskanzler, der königliche Oberfinanzrat Zaehner, durch Preußen, der königliche Obersteuerrat Fischer, durch Württemberg, der vierte, der großherzogliche Ministerialrat Seubert, von Baden, und der fünfte, der königlich preussische Regierungsrat Schmidt, von Sachsen-Weimar gewählt wurde.

Diesen fünf Beamten wurden sieben Sachverständige beigegeben, wovon Preußen drei erwählte: den königl. Oberamtmann Dr. Bennede aus Athenleben bei Staßfurt, den Fabrikbesitzer Brodhoff aus Duisburg, den königl. Geheimen Oberregierungsrat a. D. Kiescke aus Berlin; Baiern einen, den Direktor der Zuckerraffinerie Frankenthal, königlichen Kommerzienrat Kascher aus Frankenthal in der Rheinpfalz; Mecklenburg-Schwerin einen, den Grafen zur Lippe-Weisenfeld aus Ober-Schönfeld in Schlesien; Braunschweig einen, den Direktor der Aktienzuckerfabrik Greiner, und Anhalt einen, den herzoglichen Kommerzienrat Brumme aus Bernburg.

Die so zusammengesetzte Zucker-Enquete-Kommission konstituierte sich zu Berlin am 11. Juli 1883.

Bei den Bemühungen der Zucker-Enquete-Kommission, ihre Aufgabe zu lösen, — deren speziellen Inhalt wir bei späterer Gelegenheit, vielleicht auch an anderer Stelle, näher zu beleuchten

*) Die hier angeführten Zahlen sind entnommen dem „Statistischen Jahrbuch für das deutsche Reich“, Jahrgang 1884.

*) Statistisches Jahrbuch 1884, S. 182.



Frühling. (Seite 555.)

und zu kritisieren gedenken, — ist nun eine Reihe von die Zuckerproduktion betreffenden Tatsachen in das scharfe Licht statistischer Beleuchtung gerückt worden, welche gewiß auch das Interesse unserer Leser zu erregen und die Kenntnis unserer industriellen Verhältnisse erheblich zu erweitern geeignet sind. —

Von nächstliegender Bedeutung ist der Umfang der in Rede stehenden großartigen Industrie in Deutschland.

Betrachten wir uns zunächst die Zahl der deutschen Zuckerfabriken und ihre Zunahme in den letzten zwanzig Jahren, sowie die Verteilung derselben im Reich. In Preußen betrug die Zahl der Zuckerfabriken 1863/64 188, von denen mehr als Zweidrittel, nämlich 124, auf die Provinz Sachsen kamen, während etwas über $\frac{1}{3}$, nämlich 38, auf Schlesien, 12 auf Brandenburg, 8 auf Pommern, 3 auf Rheinland, 2 auf Westphalen und 1 auf die schwarzburgischen Unterherrschaften kamen, während die übrigen Provinzen gar keine Zuckerfabriken aufzuweisen hatten.

Zur selben Zeit hatte Anhalt 33 Zuckerfabriken, Braunschweig 14, Baiern und Württemberg je 6, Thüringen 3, Hannover, Sachsen, Baden und das Kurfürstentum Hessen je 1.

Bis 1866/67 war die Zahl der preussischen Zuckerfabriken auf 220 gestiegen; die Provinz Sachsen hatte 141, Schlesien 40, Brandenburg 18, Pommern seine alten 8, das zur preussischen Provinz gewordene Königreich Hannover statt der 1 von 1863/64, eine Zahl, die sich 65/66 auf 3 vermehrt hatte, nunmehr 5, Rheinland 4, Westphalen 2 und die schwarzburgischen Unterherrschaften noch die 1.

Die Zahl der außerpreussischen Zuckerfabriken in Deutschland war von 66 in der Kampagne 63/64 auf 76 gestiegen; Anhalt hatte 35, Braunschweig hatte die Zahl seiner Zuckerfabriken fast verdoppelt, indem es nun 25 zählte, Thüringen hatte 4, die übrigen Staaten waren bei ihrer früheren Zahl geblieben, mit Ausnahme von Baiern, welches anstatt 6 nur noch 4 aufweisen konnte.

1867/68 vermehrten sich die deutschen Zuckerfabriken um 5 preussische, und zwar um drei in der Provinz Sachsen, eine schlesische und eine pommersche; von da an blieb ihre Zahl im Wachsen bis zum Höhepunkt der Gründerperiode 1873/74, wo sie für ganz Deutschland 337 betrug, davon 257 in Preußen; nämlich in der Provinz Sachsen 150, in Schlesien 49, in Brandenburg 19, in Hannover 16, in Rheinland 8, in Pommern nach wie vor 7, in Westphalen 3, in Westpreußen, Schleswig-Holstein, Hessen-Nassau je 1. Im außerpreussischen Deutschland bestanden in dieser Kampagne 4 Zuckerfabriken mehr als 66/67; in Braunschweig 28 statt 25, in Thüringen 6 statt 4, in Luxemburg und Mecklenburg, wo bislang noch keine Zuckerfabrik bestanden hatte, waren 3, in ersterem 2 gegründet worden; Württemberg dagegen zählte 1 Zuckerfabrik, Baiern 2 weniger.

In dem auf die Gründerzeit folgenden Jahrfünft sank die Zahl der Etablissements für Zuckerproduktion stetig; 1878/79 war sie in Preußen von 257 auf 246, im übrigen Deutschland von 80 auf 79 gesunken. Schweren Verlust hatten erlitten die Provinz Sachsen mit 13 von 150 und Schlesien mit 4 von 49 Fabriken, Brandenburg mit 3 von 19, Pommern mit 2 von 7, Westphalen sogar mit 2 von 3 Fabriken. Niesige Fortschritte hatte in dieser Periode allgemeinen Niedergangs der Zuckerbranche gemacht die Provinz Hannover; sie, welche im letzten Jahre ihres Bestandes als Königreich es eben auf 3 Zuckerfabriken gebracht hatte, verfügte 1877/78 über 27, hatte also alle andern Landesteile Deutschlands, mit Ausnahme der Provinzen Sachsen, Schlesiens und Anhalts überflügelt.

Im außerpreussischen Deutschland war die Rückentwicklung nur in Anhalt bemerklich, wo von 35 Fabriken 2 verschwanden, und in Thüringen, wo von 6 zwei eingingen, während Braunschweig und Mecklenburg je eine mehr gewannen.

Von 1878/79 bis 1882/83 ging es wieder mit der Zahl der Zuckerfabriken stetig empor; besonders rasch von 1880/81 auf 81/82.

1882/83 war in Preußen die Zahl von 280 Fabriken er-

reicht, also fast 100 mehr als vor 20 Jahren. Das außerpreussische Deutschland hatte indes bei der Zahl seiner 76 Fabriken konservativ beharrt.

Den gewaltigsten Aufschwung in der Zuckerproduktion hatten genommen die bisher darin von gar keiner Bedeutung gewesenen Provinzen Posen und Westpreußen; in Posen bestanden 82/83 13 Fabriken, 78/79 nur 1, in Westpreußen 11 statt 2, außerdem hatte jetzt Schlesien 53 statt 45, Hannover 31 statt 21, Rheinland 10 statt 8; Ostpreußen 2 statt keiner, Westphalen, Hessen-Nassau und Schleswig-Holstein 2 statt 1; wieder gesunken war die Fabrikenzahl in der Provinz Sachsen von 137 auf 132, in dem seit 15 Jahren in langsamem, aber ununterbrochenem Rückgange befindlichen Pommern von 5 auf 4.

Im übrigen Deutschland war die Gesamtzahl der Fabriken zwar stehen geblieben; das Verhältnis zwischen den einzelnen Landesteilen hatte sich jedoch einigermaßen verschoben: Anhalt hatte nur noch 31 Fabriken, also noch 2 weniger als 78/79, Braunschweig 1 gewonnen, also jetzt 30, Mecklenburg auch 1, also 3.

„Ein noch bedeutsameres Bild von der außerordentlichen Zunahme der deutschen Produktion von Rübenzucker,“ sagt der Bericht der Zucker-Enquete-Kommission*) „geben die Zahlen über die verarbeiteten Rübenmengen, die in der Kampagne

1841/42:	2 565 758	Doppelzentner
1846/47:	2 816 924	„
1848/49:	4 948 359	„
1851/52:	9 190 709	„
1861/62:	15 846 197	„
1882/83:	87 471 537	„

betragen. Von 1863/64 bis 1882/83 ist die Zahl der Fabriken um 41 Prozent, der Rübenverbrauch aber um 338 Prozent gestiegen. Die durchschnittlich von jeder Fabrik verarbeitete Rübenmenge, die sich 1841/42 auf 19 000 Doppelzentner belief, wuchs 1862/63 auf 74 000, 1882/83 auf 244 000 Doppelzentner.“

Der Verbrauch von Zucker belief sich im deutschen Zollgebiet 1871/72 auf 221 799 Tonnen, die Tonne zu 1000 Kilo gerechnet, oder 5,5 Kilo auf den Kopf der Bevölkerung, er stieg 1873/74 auf 298 339 Tonnen oder 7,2 Kilo pro Kopf, seit 1874/75 um ein verhältnismäßig Geringes und stieg 1875/76 bis 323 180 Tonnen, das gibt 7,6 Kilo auf den Kopf, fiel im nächsten Kampagnejahre wieder um die gewaltige Summe von 90 000 Tonnen und blieb von da an in der Nähe von 300 000 Tonnen oder fast 6,5 Kilo pro Kopf bis 1882/83, in welchem Kampagnejahre der Zuckerkonsum auf die noch nicht erreichte Höhe von 369 214 Tonnen, 8,2 Kilo auf den Kopf der Bevölkerung stieg**).

1881, als der Zuckerkonsum in Deutschland zwischen 6 und 7 Kilo auf den Kopf der Bevölkerung betrug, umfaßte er in der Türkei und Serbien $1\frac{1}{2}$ Kilo, in Rumänien 1,6, in Spanien und Griechenland 3, in Italien 3,2, in Portugal 3,5, in Rußland 4,2, in Norwegen 4,3, in Oesterreich-Ungarn 5,5 Kilo auf den Kopf; in diesen allen Ländern also erheblich weniger als in Deutschland.

In den nachfolgend genannten aber war er größer als bei uns: in Schweden 7,75, in der Schweiz 8,6, in Belgien 9,1, in Frankreich 9,45, in Holland 10, in Dänemark 11,1 und in Großbritannien sogar 30 Kilo auf den Kopf der Bevölkerung***).

Zu dem Konsum von Zucker im deutschen Zollgebiete ist nun noch die außerordentlich bedeutende Ausfuhr hinzuzurechnen, welche sich im Jahre 1882 an Zucker, Melasse und Syrup zu

*) U. a. D. S. 7.

**) Nach dem „Statistischen Jahrbuch für das deutsche Reich“. Jahrgang 1884. S. 132.

***) Nach der bezüglichen Tabelle in dem Artikel „Zucker“ (Produktion und Konsum) in dem Jahressupplement 1881/82 zu Meyers Konversationslexikon.

jammen auf 472 522 Tonnen*) mit einem Werte von 166 mill. Mark**) bezifferte.

Aus dem Vorhergehenden wird klar, daß wir es bei der Zuckersfabrikation nicht nur mit einem in seinem gegenwärtigen Stande für das deutsche Volk bedeutenden Industriezweige zu tun haben, sondern auch mit einem ungemein zukunftsreichen. Es kann nicht bezweifelt werden, daß sich der Zuckerkonsum noch mächtig vermehren kann und aller Wahrscheinlichkeit nach vermehren wird, und zwar nicht bloß im Inland, wo der Markt so gut wie ausschließlich der heimischen Industrie gehört, sondern in noch viel höherem Maße auch im Ausland, wo der deutschen Rübenzuckerfabrikation, als der bedeutendsten und leistungsfähigsten der Erde, der Löwenanteil des Absatzes kaum entgehen kann.

Die Rübenzuckerproduktion der Länder des europäischen Kontinents betrug in den vier Kampagnen***) von

	1880/81	1881/82	1882/83	1883/84
Deutsches Reich	11 884 463	12 895 508	16 962 481	18 800 000
Frankreich	6 672 280	7 865 380	8 463 880	9 300 000
Oesterreich-Ungarn	9 961 637	8 220 300	9 460 033	8 900 000
Rußland u. Polen	5 000 000	6 175 580	5 689 820	6 200 000
Belgien	1 372 520	1 462 720	1 654 460	2 100 000
Holland u. and. Länder	600 000	600 000	700 000	800 000

Daraus erhellt, daß Deutschland gegenwärtig mehr als noch einmal soviel an Rübenzucker produziert, als jedes der beiden Länder, deren Zuckersfabrikation an Umfang der deutschen am nächsten kommt; und ferner geht aus dieser Tabelle hervor, daß die deutsche Zuckersfabrikation in den letzten vier Kampagnenjahre weitaus die mächtigsten Fortschritte gemacht hatte. Vor vier Jahren produzierten Oesterreich-Ungarn fast ebensoviel Zucker als Deutschland, und Frankreich erheblich mehr als halbsoviel. Gegenwärtig produziert Frankreich, das in diesem Industriezweige inzwischen auch sehr erhebliche Fortschritte gemacht hat, trotzdem weniger als die Hälfte der deutschen Industrie und Oesterreich, 1880/81 noch fast ebenbürtiger Konkurrent, sogar weniger als die Hälfte.

Dabei darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Erzeugung von Rübenzucker ein Monopol Europas ist; die Versuche, die Zuckerrübe auch anderwärts, hauptsächlich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika einzubürgern, sind sämtlich gescheitert.

Nun ist freilich, um voll und ganz die Bedeutung und die Zukunftsaussichten der deutschen Zuckerindustrie zu erfassen, noch eines wohl zu berücksichtigen.

Die Produktion des Zuckers aus der Rübe hat in der Produktion derselben aus dem Zuckerrohr eine gewaltige Konkurrenz.

*) Statistisches Jahrbuch 1884, S. 52, 53 und 132.

**) Ebenda S. 80.

***) Nach den „Monatsberichten für die Rübenzuckerindustrie“, Kampagne 1883/84, Nr. 9 vom 10. Mai 1884.

Der Rohrzucker wird hauptsächlich in Kuba, Java, Manilla, Brasilien, Louisiana, Mauritius, Englisch-Guiana und anderen außereuropäischen Ländern gewonnen. Er trat dem europäischen Rübenzucker auf den überseeischen Märkten bis vor kurzem als überlegener Mitbewerber entgegen und wird in Europa heute noch in erheblichen Quantitäten eingeführt.

1854 wurde an Rohrzucker alles in allem produziert 1 210 558 Tonnen, an Rübenzucker in Europa noch nicht der siebente Teil dieses Quantums, nämlich 160 000 Tonnen; 1860 an Rohrzucker 1 291 316 Tonnen, an Rübenzucker mehr als der dritte Teil dieses Quantums, nämlich 473 963 Tonnen; 1869 Rohrzucker 1 585 309 Tonnen, Rübenzucker 846 422 Tonnen, d. i. viel mehr als die Hälfte; 1881 1 860 476 Tonnen Rohrzucker neben 1 749 545 Tonnen Rübenzucker, mithin nahezu gleichviel*); für 1883/84 liegen Berichte über die Menge der Rohrzuckerproduktion noch nicht vor, — die Rübenzuckerproduktion dagegen wird beziffert auf 2 240 000 Tonnen, und man kann aus dieser Zahl und aus der Progression der Zunahme der Rohrzuckerproduktion in den 17 Jahren von 1854—71 mit völliger Sicherheit schließen, daß die letztere von unserer europäischen Zuckersfabrikation heute schon beträchtlich überholt ist und künftighin immer mehr überholt und allmählich auf dem Weltmarkt in den Hintergrund gedrängt werden wird.

Mit diesem einen Zweige unserer europäischen, vorzüglich unserer deutschen Industrie steht es also wahrhaft glänzend.

Glänzend für wen?

Nun für die bei dieser Industrie beteiligten Kapitalisten sicherlich — —

Und für die am rechten Orte angelegte und „rationell“ gehandhabte Steuerhürde ebenfalls — —

Aber wie für die Arbeiter — für sie doch jedenfalls auch? —

Nun, ich bin eben dabei zur zahlen- und tatsachengestützten Beantwortung dieser Frage das Material zusammenzuschleppen, beziehentliches aus den Bergen von statistischen Belegen und protokollarischen Auseinandersetzungen, in denen es merkwürdig gut verborgen liegt, auszugraben.

Wenn ich es zutage bringe, werde ich auch auf den Haken zu sprechen kommen, an dem all der Glanz der deutschen Zuckerindustrie unter Umständen demnächst „am Halse aufgehängt werden könnte, bis er tot ist.“ — wie es, irre ich nicht, in der österreichischen Justizsprache bei der Verurteilung todeswürdiger Verbrecher heißt.

Dieser Haken heißt: Ueberproduktion oder besser Planlosigkeit der Produktion.

*) Nach dem Zirkular von Ruß u. Co. in Rotterdam, mitgeteilt im 1. Bd. der Anlagen zum Bericht der Zucker-Enquete-Kommission, S. 22, 23.

Ein schnurrig Stück Menschenleben.

Humoristische Erzählung von Hans Eckart.

Mein Jugendfreund Christian Gutenbier behauptete der unglücklichste Mensch unter der Sonne zu sein. Er verstand das vortrefflich zu beweisen.

„Sieh,“ sagte er eines Tages, als wir im botanischen Garten unserer gemeinsamen Heimatresidenz gemeinsam heimliche Pfade aufgesucht hatten, „sieh dir zunächst nur meinen Namen an und leugne, wenn du kannst, daß mich schon in der Wiege ein schweres Verhängnis erwartete. Du heißt Hans Eckart, das ist zwar ein einfacher anspruchloser, aber weder ein ordinärer, noch lächerlicher Name. Ich aber heiße Christian Gutenbier, — — der Borneame Christian ist erstens ordinär, — die dümmsten Toffel auf den kleinsten, schmutzigen, kulturärmsten Dörfern habe ich das Vergnügen in ihrer großen Mehrheit als meine Namensvettern anreden zu dürfen.“ — —

„Das könnte dir eigentlich höchst gleichgültig sein,“ warf ich dazwischen.

„Gleichgültig — ich danke. Ich will dir eine Geschichte erzählen. Stelle dir vor, in vergangenem Sommer komme ich auf meiner Fußreise im Gebirge in ein entsetzlich kleines, trauriges Dörfchen, in dem ich mit Mühe und Not den Zähnen einiger bissiger Hundekötter und der Gefahr des Versinkens in einem Duzend unergründlicher Mistpfützen, welche sich quer über die jeder Pflege baare Dorfstraße ausbreiteten, entging. Ich hielt mich natürlich in dem Nest nicht auf und war froh, als ich es nach zehn bangen Minuten hartnäckigen Kampfes mit den Kötern des Dorfes und dem Rot seiner Straße glücklich hinter mir hatte. Ein winzig kleiner, furchtbar krummbeiniger, ruppig-struppiger Dachshund verfolgte mich jedoch weit über des Dorfes letzte Hütten hinaus und zwang mich noch eine volle Viertelstunde

rückwärts zu gehen und mit meinem Knotenstock wie besessen um mich zu schlagen. So winzig das Vieh war, so listig und tapfer war es auch und seine kleinen Zähne waren so spitz, daß von den unteren Partien meiner Hosen wahrscheinlich gar nichts und von meinen ohnehin nicht übermäßig stattlichen Waden sicher sehr wenig übrig geblieben wäre, wenn ich den krummbeinigen Wüterich hätte an sie herankommen lassen. Endlich ließ er mich laufen, und nun wollte ich in die prachtvolle Berglandschaft rings um mich her lustig und laut hinein-jauchzen, — aber der Ton blieb mir in der Kehle stecken, als ich mich umschaute, — hinter mir oder, richtiger, vor mir, hatte sich dicht und drohend eine pechschwarze Wellenwand emporgebaut, — ein Gewitter stand bevor, wahrscheinlich ein sehr schweres und, wer weiß, ob in der Nähe Dach und Fach zu finden war. Hastig schritt ich vorwärts und kam dabei immer tiefer in den Wald hinein. Plötzlich stieß ich, in des Wortes eigentlicher Bedeutung, auf Menschen, die in höchster Eile den schlechten Weg dahergejagt kamen. „Warum so eilig, Ihr Leute,“ rief ich sie an. „Na, seht Ihr nicht das Wetter da, Herr,“ antwortete der eine, ein alter Mann, in seinem Lauf einhaltend, „in spätestens fünf Minuten ist's da und da sollen Sie was erleben — Sturm und Schloßen, Blitz und Donner, — machen Sie, daß Sie in's Dorf kommen, wie wir, — sonst könnt' leicht Ihr lezt' Stündel geschlagen hab'n.“ Er wollte gehen. „Halt,“ rief ich, „noch einen Augenblick, Mann, ich bezahle Euch Eure Auskunft. Wo liegt das nächste Dorf?“ „Da!“ Er zeigte dorthin, woher ich gekommen war. „Da?“ fragte ich ganz erschreckt. „Wie heißt es denn?“ „Steinpetersdorf.“ Es war richtig das unselige Nest, aus dem mich eben der verteuerte Dachs herausgebissen hatte. „Und wie weit ist das nächste Dorf nach irgend einer andern Richtung?“ fragte ich. „Gute anderthalb Stunden, — Sie könnens aber allein garnicht finden.“ Der Mann hatte recht, — es blieb mir absolut keine andre Wahl; entweder mußte ich im Freien dem Ungewitter trozen, und das wäre der helle Wahnsinn gewesen, oder ich mußte nach Steinpetersdorf zurück. Ich setze mich in gelinden Trab, der Alte keuchte vor mir her, und ich hielt in wenigen Minuten in dem traurigsten aller Gebirgsdörfer wieder meinen Einzug. Der verdammte Kerl von Dackshund mußte das geahnt haben, er hatte sich hinter einen dicken Baumstamm in den Hinterhalt gelegt und stürzte, wie ich so im Lauffschritt an dem Baum vorüber wollte, wie ein Rasender auf mich los. Und der Erfolg krönte seine List, — mein linkes Hosenbein flatterte im nächsten Augenblick zersezt wie eine aus heißer Schlacht heimkehrende Regimentsfahne um mein glücklicherweise verschont gebliebenes Bein. Der kräftige Hieb, welchen ich nach meinem struppigen Todfeind führte, traf den gewandt Zurückspringenden nicht, hätte mich aber beinahe in die erste der Dorfmistpfützen hineingeworfen. Nun jagte ich, so schnell ich konnte, durch den Schmutz der Dorfstraße dahin, von dem jubelnden Teufel, dem sich noch ein halbdutzend anderer Köter zu einem Vernichtungskampf gegen mich freudwillig angeschlossen hatten, auf das härteste bedrängt. Hätte der alte Mann mir nicht den Rücken gedeckt, so wäre es mir selbst gegangen, wie meinem linken Hosenbein, so aber kam ich im „Gasthof“ des Dorfes endlich ohne weitere Verwundung an. Auch wegen des Wetters war es allerhöchste Zeit gewesen. Ein von Minute zu Minute zu größerer Heftigkeit anschwellender Sturm peitschte große Regentropfen zur Erde, Hagelkörner mischten sich bereits in den Regen und dumpfer Donner grollte von dem nächsten Verggipfel her. In der nächsten Viertelstunde mußte ein Schauspiel losbrechen etwa wie der Weltuntergang, so schien es mir, und ich täuschte mich nicht. Ich mußte also von Glück sagen, daß ich im Gasthof von Steinpetersdorf war. Der Gasthof freilich war ein sicher nur schwer zu erreichendes Muster dessen, wie er nicht sein sollte. An Kleinheit und Schmutz war er des Ortes würdig, dessen einzige gasliche Stätte er vorstellte. Das Gastzimmer duftete in unaussprechlich schönem Geruche; die Decke war so niedrig, daß ich, der ich wenig über Mittelgröße hinausrage, mich auf das sorgfältigste in Acht nehmen mußte,

um nicht an eine öltropfende Lampe, zwei Vogelbauer und einen dicken Balken anzustoßen, der sie, die Decke, in zwei Teile und das Wirtsklokal in einen Fuhrmannswinkel und in eine stolz sogenannte Herrenstube abgrenzte. . .

„Doch,“ unterbrach sich mein Freund, „was soll ich dich mit der Beschreibung dieser Hölle langweilen, denn alles in allem: es war fürchterlich und blieb so volle sechs Tage lang. Aus dem einen Gewitter wurden vier und aus den vier Gewittern wurde ein endloser Landregen. Die Dorfstraße erweiterte sich zu einem Gießbach, der die elenden Hütten rechts und links fortzureißen drohte, — an ein Fortkommen war nicht zu denken, Fuhrwerk gab es im Dorf nicht und alle Kommunikation mit den weitentfernten Nachbarorten blieb unterbrochen — keine Menschenseele kümmerte sich um das abgelegene bäuerliche Bergnest. Stinkender Käse, verschimmeltes Brot und Zwiebeln, die ich sonst nicht riechen kann, bildeten drei Tage lang meine einzige Nahrung, dagegen delectirte sich an mir alles Ungeziefer der Schöpfung, besonders Wanzen, die in tausend und abertausend Winkeln und Löchern ebensoviele Kasernen angelegt hatten und legionenweise Streifzüge nach mir aussandten, denen ich nicht entgegen konnte.“

Dem guten Christian war bei seiner Erzählung der helle Schweiß auf die Stirne getreten. Er hielt einen Augenblick inne und wischte sich die dicken Tropfen von der Stirn.

Ich benutzte die Gelegenheit zu einer Frage:

„Was hat das aber alles mit der Tatsache zu tun, daß du Christian heißest?“

„Ach so! Nun sieh, das war von allem unerträglich Schlimmen das unerträglich Schlimmste. Der Wirt im Gasthaus zu Steinpetersdorf hieß nämlich auch Christian und der Hausknecht dito. Kaum hatte ich meinen Namen in das flebrige Fremdenbuch eingetragen, — da hieb mir der vierschrotige Brauerknecht ebenso vertraulich als derb auf die Schulter und sagte: ‚Na, da wären wir ja so halberlei Verwandte, von wegen des Namens nämlich. Und der Wirt heeßt ooch Kristjahn, aber den dersen se nich dran erinnern, es is'm zu gemeene.‘ Mit letzterem hatte er vollkommen recht. Als der Wirt sah, daß ich ‚ooch Kristjahn‘ hieße, sah er mich sehr mißvergünstigt und mißtrauisch an, und von dem Momente war's, als ob mich der Mensch für seinen Feind hielt, — war er mit mir in derselben Stube, so schielte er ununterbrochen nach mir hin und mußte er hinaus, so rief er sicher erst jemanden, — wie um mich zu bewachen — herein. Mir war das völlig rätselhaft, — bis mein anderer Namensvetter, der gemüthliche Kristjahn, der nicht müde wurde, mir bei jeder erdenklichen Gelegenheit mit seiner breiten und furchtbar schweren Tazge auf den Schultern herumzutrommeln, einiges Licht in das Dunkel dieser geheimnisvollen Feindschaft brachte. ‚S' ist von wegen der Alten,“ — jagte er mit ungeheurer pfliffigem Augenblinzeln und indem er mir, wahrscheinlich um meine Verstandeskraft ein wenig zur Tüchtigkeit aufzurütteln, zur Abwechslung einen Puff mit der Faust in die Rippen versetzte, so daß ich unwillkürlich laut aufschrie, was ihn glücklicherweise gar nicht zu stören schien, — ‚die Alte nämlich,‘ fuhr er leise fort, ‚hat alle Kristjahne gerne, mit eener eenzigen Ausnahme, — und die Ausnahme, das is er, — nu kenn' Se Sich denken, wenn so ä propper Kristjahn kommt, wie Sie — hu, hu,‘ er lachte, daß die Wände zitterten und versetzte mir einen womöglich noch derberen Rippenstoß, als vorher. Bevor ich über die interessante Mitteilung meines biederen Mitkristjahns weiter nachdachte, bat ich ihn dringend, seine Bärtlichkeiten, Schulterhiebe, Rippenstöße und dergleichen für Leute aufzuparen, die dafür ein besseres Verständnis hätten, als ich, — er aber schüttelte den Kopf und sagte gleichmütig: ‚Ach was, Wetter, hier sind 'ter unter uns un ich meen's gut mit Jhn', — sehn Se, de Karline — na Se kenn' Se ja — 's Mädel' — (die Ruhmagd meinte er, die ich in der Tat schon am Geruche kannte), ‚die kann de Kristjahns ooch verflucht gut leiden und se is zwar mein Mädel, wissen Se, aber, hol mich der Deiwel, ich bin eemal keen so'n Dummerjahn, der 'em andern Christennensch gar keen Vergnügen nicht gennt. Se ver-

stehn mich schon.“ — Dabei war mir um ein Haar der dritte Rippenstoß zuteil geworden, wenn ich diesmal nicht mit großer Geschicklichkeit zur Seite gesprungen wäre.“ —

Christian Gutenbier holte wieder Atem. Ich lachte:

„Die Situation läßt sich allerdings gut an. Allerlei famose Abenteuer, idyllisch-ländliche Zurückgezogenheit, der nährende und heilende Duft des Kuhstalles, — die rivalisierende Gunst zweier liebedürftigen Frauenseelen, — die blutige Eifersucht eines othellohaften Gatten, — die anopfernde Freundschaft eines freidenkenden und hochfinnigen Jünglings, — alles prachtvolle Requisiten eines spannenden Romans.“

„Ja, spannend wurde der Roman in der That — er spannte mich auf die Folter,“ antwortete Christian, — „auf die Spitze getriebenes Unbehagen und gleichfalls höchstmögliche Langeweile wetteiferten mich zu quälen, — Abenteuer gab es keine, wenigstens keine, auf die sich ein halbwegs anständiger, moralische wie ästhetische Sauberkeit liebender Mensch hätte einlassen können, und ich dankte meinem Schicksal inbrünstig, als der schier endlose Regen schließlich doch mehr und mehr nachließ und der Gießbach wieder die ungefähren Umrisse eines freilich grauenvollen Weges bilden ließ. Am sechsten Tage endlich winkte mir die Erlösung aus der Hölle, welcher ich auf meiner sogenannten Erholungsreise verfallen war. Ein Wagen passierte das Dorf, — ein mächtiger Familienwagen, gewaltig stark gebaut und ein paar riesige und riesenstarke Pferde davor, — da hielt er vor dem ungaslichsten aller Gasthöfe an, der Kutscher war eine Stunde vor Steinpetersdorf

vom rechten Wege abgekommen und wußte nicht mehr, wie er nach dem Badeorte Eisenberg, wohin zu fahren er gemietet war, kommen sollte. Die Familie, welche ihn gemietet, stieg aus und trank ein paar Gläser Milch — ich, seelenfroh, nun doch wieder einmal gebildeter und freundlich dreinschauender Menschen Antlitz zu erblicken, stellte mich unverzüglich vor und klagte sogleich meine sechsstägige Pein — lachend zwar, aber doch voll aufrichtigen Mitleidens hörte man mir zu und dann lud man mich ein, sogleich mitzufahren nach Eisenberg.

Das erschien mir natürlich wie höchste Seligkeit — —“

„Halt,“ unterbrach ich ihn, „du scheinst über die Hauptsache aalglatt hinwegschlüpfen zu wollen. Aus was für Menschenentern bestand die Erlöserfamilie?“

„Ja so, nun, wie üblich, zunächst aus Vater und Mutter, — dann aus einem Sohne und dann — —“ er stockte ein wenig.

„Und dann —“ half ich nach.

„Aus zwei Töchtern!“

Er betonte das Wort „zwei“ und — jensezte.

Ich mußte lachen.

„Wieder zwei! — Du scheinst für die ‚doppelte Lia‘ ausserkoren, lieber Freund. Du bist kein Unglücksrabe, sondern — ein Glückspilz.“

„O du mein grundgütiger Himmel!“ — stöhnte er. „Diese Doppelerscheinungen auf der Bildfläche meiner Lebensbegegnisse bilden jauch auch ein Stück graufigen Verhängnisses für mich. Höre mir Trostlos nur zu, du Hans im Glück.“

Ich setzte mich von neuem in ernsthafteste Positur.

„Losgeschossen, mein guter Christian.“

(Fortf. folgt.)



Der Sommer.

Unsere Illustrationen.

Germanen auf der Bärenjagd. (S. 537.) Das alte Deutschland war mit ungeheuren Wäldern bedeckt, in denen unsere kräftigen Vorfahren dem edlen Waidwerk oblagen. Wenn sie, wie es in jenem vielgesungenen Lied heißt, auf Bärenhäuten liegen und „immer noch eins“ trinken wollten, so mußten sie den Bären diese Häute erst abjagen. Der Kampf mit den reißenden Tieren und das rauhe Jägerleben ergoß jene gefürchteten Stämme, die den ganzen Occident in Schreden setzten, wenn sie aus ihren Wäldern hervorbrachen. Nur der höchsten Kriegskunst eines Marius und Cäsar gelang es, die rohe Tapferkeit der Cimbern und Teutonen, sowie des wilden Schwabentönigs Ariovist zu besiegen. Die Kämpfe des Ceresers Arminius mit den Römern und die großen Schlachten im Teutoburger Wald und bei Idistavus bewiesen aufs neue die unverwundliche Kraft der germanischen Naturvölker,

die bald in der großen Völkerwanderung die völlige Umgestaltung der verfaulenden altrömischen Welt herbeiführen sollte.

Im allgemeinen ist nicht viel über das Leben und Treiben unserer biederen Ahnvordern auf uns gekommen. Wenn die beiden Römer Cäsar und Tacitus sich nicht die Mühe gegeben hätten, aufzuzeichnen, was sie von den alten Germanen wußten, so würde sich in der altgermanischen Geschichte noch ein größeres Dunkel geltend machen, als es so der Fall ist. Leider sind wir Epigonen auch daran gewöhnt worden, auf das, was jene Römer uns hinterlassen haben, ein weit größeres Gewicht zu legen, als auf das, was in dem reichen Schatz von Götter- und Heldensagen des alten Germaniens enthalten ist. Aus diesem Sagenschatz läßt sich ein annäherndes Bild des Kulturlebens unserer Ahnvordern gewinnen und zwar ein viel farbenreicheres und anschaulicheres Bild als aus den Aufzeichnungen jener beiden Römer. Das kommt daher, daß in unseren höheren Bildungsanstalten noch immer

jenes famose System vorherrscht, nach welchem Literatur, Geschichte und Mythologie, ja sogar die Sprachen der alten Griechen und Römer der Jugend als wichtiger aufgedrängt werden, denn Literatur, Geschichte, Mythologie und Sprache des eigenen Vaterlandes. Wir legen natürlich auf die Mythologie nur insofern Wert, als wir aus derselben Aufschlüsse über die Gedankenwelt unserer Altvordern gewinnen.

In den altgermanischen Heldenjagen sind eine Menge prächtiger Schilderungen enthalten über Natur- und Kulturzustand jener für uns heute noch so anziehenden und interessanten Zeit. So finden wir in dem bekannten Helbengedicht „Wieland der Schmied“ eine hübsche Schilderung des Waldes; es ist beschrieben, wie der junge starke Königssohn Siegfried, der Held des Nibelungenliedes, von dem Schmied Mime in den Wald geschickt wird, um, wie der vor des jungen Reden Kraft sich fürchtende Schmied hofft, von dem im Walde hausenden Drachen Fasner, dem Hüter des Nibelungenschazes, verzehrt zu werden. Da heißt es (nach der Uebersetzung in Simrods Heldenbuch) im zwölften Abenteuer:

„Noch stand die Sonne niedrig, da fuhr zum grünen Wald
Siegfried der junge; wie fröhlich ward er bald,
Als er im lichten Scheine die Bäume grünen sah;
Voll Freuden wollt' er springen, nicht wußt' er wie ihm geschah.

Er begann ein Lied zu singen, noch lang's der Wiederhall,
Da schuf ein lustig Ringen der starken Stimme Schall;
Bald freut ihn mehr zu lauschen des Bächleins muntrem Gang;
Bald wie ein wönnig Rauschen durch alle Länber sich schwang.

Von abertausend Stimmen der Wald erfüllt war,
Von Blüten summtun Immen zu Blüten immerdar;
Bald Adlerflügelschläge, bald kleiner Vögel Lied,
Bald Reh' im Laube raschelnd, bald Wasservogel im Nied.

Hier ging ein Rudel Hirsche; Zwanzigender stolz
Wiesen den Hindinnen die Wege durch das Holz;
Dort schoß ein wilder Eber aus seiner Jagd vorbei,
Hier balzten Auerhähne, dort kreiste herrlich der Weih.

Wie leuchtend durch die Grüne die Morgen Sonne schien!
Siegfried der Kühne sprang wie ein Lor dahin:
Er hatte nie die Wunder der Wildnis gekannt,
Bald an dem Orte stand er, dahin ihn Mime gesandt.“

Welch prächtige Schilderung der „Wunder der Wildnis“, wie der unbekannt Dichter sagt! Die lebendige Phantasie unserer kräftigen Altvordern bewässerte diese Wälder, über welche einst des Asengottes Odin wilde Jagd dahinfuhr, mit allerlei fabelhaften Ungeheuern, namentlich mit Drachen und Lindwürmern, welche grimmigen Geschöpfe so lebendig geschildert werden, daß man als sicher annehmen kann, es habe sich zu jener Zeit eine nun ausgestorbene Art von menschenfressenden Tieren in den Wäldern umhergetrieben, wahrscheinlich eine Art von Sauriern, die ungefähr so aussehen, wie uns die Drachen und Lindwürmer übersetzt worden sind. Es war die Aufgabe der Helden des Landes, diese Ungeheuer zu vernichten, wobei sie nach der Sage nicht selten selbst das Leben ließen. Es meldet z. B. die Sage von einem Vorfahren des gleichfalls sagenhaften Helden Struthan Winkelried, daß der erstere einen Lindwurm, die Plage des Landes, erschlagen habe. Da wir nun einmal bei jung Siegfried waren, so wollen wir auch den Dichter des Wielandliedes schildern lassen, wie Siegfried den Drachen Fasner erschlägt. Fasner der Drache ist der Bruder des Schmieds Mime und Mime fordert den brüderlichen Drachen auf, den unbändigen Knaben Siegfried, der den Ambos des Schmieds in den Grund geschlagen, zu verschlingen. Siegfried sollte nämlich bei Mime die Kunst des Schmiedens erlernen, aber Mime fürchtete sich, von dem unbändigen jungen Reden erschlagen zu werden.

Fasner der Drache bekommt Appetit und antwortet seinem Bruder mit einem wahren Kannibalen-Humor:

„Da sprach sein Bruder Fasner: Schon gut, er kommt doch bald?
Es ist jetzt gar so einsam hier in dem tiefen Wald;
Ich sehe gerne Leute bei mir auch dann und wann,
So allein ist's zum Verschmachten für den Menschenfreund im Tann.“

„Zu Mittag wird er kommen“ — das ist mir herzlich lieb,
Er ist zu Tisch gebeten, ich wünsche nur, er blieb!
Nicht gar so lange außen; mir wird das Fasten schwer;
Das Mahl verschieb ich ungern; send' ihn ja zeitig hierher.“

Aber die Mahlzeit sollte dem „Menschenfreund im Tann“ übel bekommen. Siegfried kam, zündete sich im Walde ein mächtiges Feuer an, in das er eine große Buche legte, und aß dann mit einemal den ganzen Mundvorrat auf, den ihm Mime für sieben Tage mitgegeben; auch trank er seinen ganzen Weinvorrat aus. Er sollte nämlich für Mime im Walde Kohlen brennen, was ein Vorwand war, ihn dem Drachen zu überliefern.

Der junge Rede fühlt sich stark und gewaltig und wünscht sich ein Abenteuer in dem verrufenen Wald:

„Es ist ein rechter Jammer, wie wunderlos die Welt,
Wie soll sich da erweisen in seiner Kraft ein Held?
Turfen, Bergriesen, die steht man garnicht mehr,
D'führ' doch aus der Wildnis ein scheußlich Untier daher!“

Nun kam zur selben Stunde Fasner, der grimme Wurm,
Aus des Berges Schlunde; er schoß daher im Sturm,
Die Bente zu verschlingen lecht' ihm schon der Gaum,
Da fuhr der junge Degen empor aus seinem Heldentraum.

Er sah den Drachen kriechen und sprach: „Wie bin ich froh!
Wie ich es eben wünschte, es fügt sich völlig so!
Nun kann ich mich veruchen!“ Hin lief der Rede gut
Und riß die mächt'ge Buche hervor aus des Feuers Blut.

Seine Kraft war sonder Gleichen; er lief den Lindwurm an
Und schlug ihn in die Weichen, daß weit erscholl der Tann.
Da sprühte Gift und Geifer des wilden Drachen Schlund
Und wieder schlug ihn Siegfried; da ward ihm Heldenstärke kund.

Da wandte sich der Drache, er ringelte den Schweif
Und zuckte nach dem Jüngling mit schnell entrolltem Reif;
Der aber sprang zurück und schlug ihm auf das Haupt
Mit dem Feuerbrande. Da war er Sinnes beraubt

Und stöhnte furchtbar brüllend die letzten Geister aus,
Den Wald mit Schreden füllend und alles Wild mit Graus.
Noch fielen Schläge herab von Siegfrieds Hand:
Da war der Wurm gestorben; sein letzter Seufzer entsandt.“

So erschlug jung Siegfried, der stärkste aller Reden, der es verschmäht hatte, Waffen in den Wald mitzunehmen, den gewaltigen Drachen Fasner.

An gefährlichen Tieren trieben sich hauptsächlich der Auerochs und der Bär in den germanischen Wäldern umher, und unsere Altvordern kleideten sich in die Felle des Bären, tranken ihren Met aus den Hörnern des Auerochsen und trugen auch wohl die abgezogene Kopfhaut des Auerochsen sammt den Hörnern wie eine Art Helm auf den Kopf, um den Feinden in der Schlacht damit furchtbar zu erscheinen. Ihr Schlachtgebrüll soll so furchtbar gewesen sein, daß den Feinden schon oft beim Anhören dieses infernalischen Lärms der Mut entsank, wie Cäsar erzählt. Sie bewiesen stets einen außerordentlichen Mut; es geht sogar die Sage, daß im Norden einzelne starke Helden den Bären unbewaffnet angegriffen und erwürgt hätten. Das wird wohl übertrieben gewesen sein. Unsere Illustration stellt eine Bärenjagd dar, bei der der angegriffene Meister Pez auch seinen wohlbewaffneten Angreifern sehr gefährlich wird. W. B.

Vor und nach der Parade. (S. 544 u. 545.) Das war noch die schöne alte Zeit der Bürgergarde, bei denen es so gemütlich herging, daß ihre vor den Toren der Städte ausgestellten Schildwachen Strümpfe strickten. Die Waffen dieser friedlichen Helden wurden niemals mit Blut besiedelt; höchstens dienten die blanken Schwerter derselben dazu, Brod- und Käselaike zu zerhauen. Man denke nur an die „Funken“ in Köln und an die leipziger Kommunalgarde.

Für die „angesehenen Bürger“ war es aber ein Ziel ihres Ehrgeizes, bei den Bürgergarde eine Offizier- oder Befehlshaberstelle zu haben. Die Herren Schlachter- und Wäldermeister stellten zu diesen Offizieren ein großes Kontingent, da sie gewöhnlich die imponierendsten und umfangreichsten Gestalten aufzuweisen hatten. Sonstige Qualifikation zu militärischen Aemtern war freilich in der Regel nicht an ihnen zu entdecken.

Herr Othenschlächter Haberlein in Rumpendorf war von seinen Mitbürgern zum Oberbefehlshaber der etwa 50 Mann starken Bürgergarde ernannt worden. Wir wissen nicht, ob er die Taktik des Kartagener Hannibal oder diejenige Friedrichs II. von Preußen zu seinem Spezialstudium gemacht hatte. Aber er konnte martialisch stuchen, und wenn er so einen „Kreuzmillionenschwerenöster!“ über einen losließ, so konnte man schon glauben, er habe sämtliche Feldzüge Napoleons mitgemacht. Dazu befah er eine stattliche Leibesfülle und einen alten Grauschimmel; recht grob war er sonst auch noch — also wer konnte geeigneter sein zum Oberbefehlshaber der Bürgergarde von Rumpendorf, als Herr Haberlein?

Aber der tapfere Kommandant sollte einem tragischen Geschick verfallen.

Eines Tages passirte die regierende Durchlaucht des Ländchens ihre getreue Stadt Rumpendorf und es war abgemacht, daß die Bürgergarde zu einer Parade antreten sollte. Herr Haberlein wollte sich einen großen Tag machen und sich im Strahl der durchlauchtigen Gnade sonnen. Er warf sich in seine Galauniform, schnallte sich seine silbernen Sporen an, hing den gewaltigen Kavalleriefädel um, den er von seinem Großvater ererbt hatte und der bei Roßbach „mit dabei gewesen“ war, und bedeckte endlich sein Haupt mit dem hübschförmigen Tschako, den ein ungeheurer Federbusch schmückte. Dann führten der Hausknecht Johann und die stämmige Trine den alten Feldherrnschimmel vor. Mit einem alten Heringsfah wurde dem corpulenten Kriegshelden ernd'licht, den Rüden des Schlachtrosses zu besteigen.

Militärisch grüßend ritt Herr Haberlein davon und wie er so gravitatisch im Sattel saß, war seine Eheliebste nicht wenig stolz. Er war doch ein geborener General.

Auf dem Paradeplatze stellte sich die Bürgergarde auf. Die Waffen blinkten im Sonnenstrahl. Alles freute sich an der militärischen Macht- und Prachtentfaltung; nur der Schimmel des Kommandanten schien mit allem unzufrieden zu sein. Er unternahm bössartige Seiten-

sprünge, so daß der Federbusch des Kommandanten häufige bedenkliche Schwankungen machte.

Doch nun nahte die durchlauchtige Equipage; das Hurrah der aufgestellten Schulschützen brauste herüber, der Kommandant nahm seine stolze Haltung an und wollte eben präsentiren lassen — da gab eine kleine Wespe dem großen Akt eine andere Wendung. Sie stach nämlich den Schimmel, wir wissen nicht warum, an einer sehr empfindlichen Stelle.

Nun war's mit der Geduld des edlen Schlachtrosses vorüber. Es warf sich in den wildesten Galopp und ging durch, ohne sich um das wehende Taschentuch des der durchlauchtigen Equipage vorausreitenden Zeremonienmeisters zu bekümmern. Das Tier strebte offenbar seinem Stalle zu. Der bestürzte Feldherr machte die größten Anstrengungen, das Tier zum Stehen zu bringen, was aber nur zur Folge hatte, daß es ihn abwarf, wobei er auf das Knie fiel, so daß seine Galahose dort ein mächtiges Loch bekam. Der Tschako flog weithin.

In diesem Moment fuhr die Durchlaucht vor der Front vorbei. Sie soll sich halb tot gelacht haben über den ergötlichen Anblick des seitab mit der zerrissenen Hose sich am Boden wälzenden Kommandanten, während die Bürgeroldaten in ihrer Bestürzung das Präsentiren vergaßen. Herr Haberlein aber wankte nach Hause, wo seine ehrsame Ehefrau bei seinem Anblick die Hände über dem Kopf zusammenschlug. Er ließ sich viele Wochen lang nicht außerhalb seiner vier Pfähle sehen und legte seine Würde nieder.

Er hat in seinem Leben nie wieder nach militärischem Ruhm Sehnsucht gehabt. Der Schimmel hat's freilich am schwersten büßen müssen. Er endete sein frevelvolles Dasein unter den Händen des Schinders.

A. T.

Kreusa. (Seite 549.)

Warum bin ich vergänglich, o Zeus? so fragte die Schönheit.
Macht' ich doch, sagte der Gott, nur das Vergängliche schön.
Und die Liebe, die Blumen, der Tau und die Jugend vernahmens;
Alle gingen sie weg, weinend, von Jupiters Thron.

Ja, auch die Liebe, obgleich sie auf ewig geschworen wird, und es gehört zu den tieftragischen Seiten des Menschendaseins, wenn bei zwei Menschen, die einst in heißer Liebe für einander gegliht und einen Bund fürs ganze Leben geschlossen haben, die schöne Flamme allmählich schwächer und schwächer flackert und endlich ganz verlöscht. Noch tragischer ist es, wenn auf der einen Seite die Blut des Herzens noch heiß und innig lodert, während der andere Teil von einem andern Magneten und angezogen wird. Unter den vielen modernen Dichtern, die es unternommen haben, einen solchen Konflikt poetisch zu beleuchten, steht Goethe obenan, der in seinen von beschränkten Pharisäern und Aftersmoralisten als unmoralisch verdächtigten „Wahlverwandtschaften“ dieses erotische Problem in genialster Weise behandelt hat. Aber auch bei den Alten, bei welchen die Polygamie zulässig war, begegnet uns dieser Konflikt häufig in Sage und Dichtung. So in der Sage von Jason und Medea, welche durch Grillparzers klassische Trilogie „das goldne Vließ“ wohl vielen unter unsern Lesern aus dem Theater bekannt ist. Medea, die titanenhafte Kolcherin, war in heißer Liebe für den Argonautenführer Jason entbrannt, der mit seinen Gefährten nach Koldis geschifft war, um das ersehnte goldne Vließ zu erobern. Sie half ihm durch ihren Zauberkünsten das glorievolle Unternehmen glücklich zu vollführen. Jason mußte zuerst zwei flammenatmende Stiere an eine diamantne Pflugchar spannen und damit vier Morgen eines noch nie gepflügten Feldes aufreißern. Hierauf mußte er Drachenzähne in die gewachsenen Furchen säen und die geharnischten Männer, die aus der wuchsbaren Saat emporwuchsen, töten. Endlich war noch der fürchterliche Drache zu töten, der das in einem Hain aufgehängte goldne Vließ bewachte. Siegreich kehrte der Held mit den Genossen und der Geliebten, welche den königlichen Palast ihres Vaters heimlich verließ, nach der Heimat zurück. Dort vollführte Medea ein neues Wunderwerk durch die Gewalt der magischen Kräfte. Sie verjüngte den Vater ihres Gatten, den greisen Aeson, indem sie aus verborgenen Kräutern einen Lebenssaft braute, der alle Adern des Greises durchströmte und ihm neue Jugendkraft und Jugendfrische einflößte. Nach zehn Jahren aber war Jason der Medea überdrüssig und stand im Begriff, sich mit der süßlichen Tochter Kreons, Kreusa, zu vermählen. Medea stellte sich sanft und duldbend; sie schickte selbst der Braut ein Hochzeitskleid. Aber die zauber- und kräuterkundige Kolcherin hatte das Gewand mit einem giftigen Saft getränkt, und kaum hatte Kreusa es angelegt, so fühlte sie heiße Flammen ihr Inneres verzehren und starb einen qualvollen Tod. So sehen wir sie auf unserem Bilde, angehen mit dem verhängnisvollen Kleid. Wie eine schlafende Blume liegt sie entseelt in den Armen des Todes, indes der nichts böses ahnende Gatte mit Entsetzen auf das arme Opfer rasender Eifersucht blickt. — Die getränkte Medea ließ nun ihrer Rache freien Lauf: auf Kreons Palast ließ sie Feuer regnen, den Kreon selbst einen Raub der Flammen werden; sie ermordete ihre und Jasons Kinder und eilte darauf mit einem drachenbespannten Wagen durch die Lüfte, indem sie den Jason seinem Gram und seiner Verzweiflung überließ, die seine Tage färbte und ihm den Rest seines Lebens verbitterte.

St.

Ueber das Institut der Sautia und die Bruderschaft der Senuffia in Nordafrika. Die Sautia spielt bei allen nordafrikanischen Völkern, Völkern wie Arabern, eine der größten Rollen unter allen öffentlichen Einrichtungen. Es ist dies gleichzeitig eine Art des Gottesdienstes, eine Schule und eine gastfreie Herberge für Wanderer, Arme und Kranke. Wo eine Bruderschaft wie die der Senuffia herrscht, ist die Sautia aber zugleich auch der Herd des Fanatismus. Unter allen Umständen verkörpert sie in sich die idealen Strebungen des mohamedanischen Lebens in diesen Ländern, ist der praktisch bedeutsamste Ausdruck des religiösen Fühlens und Willens. Einige Sautia haben sich zum Rang von Universitäten erhoben. Es gibt welche im südlichen Algerien, welche ihre Schüler von Marokko bis Egypten beziehen. Die weitaus meisten sind jedoch Elementarschulen, in denen die Kinder der Wohlhabenden für eine Vorauszahlung von 80 Reichsmark den ganzen hier üblichen Unterricht erhalten, welcher im Lesen und Auswendiglernen bestimmter Teile des Korans und einiger Gebete besteht. Außer dem Unterricht erhalten die Kinder Wohnung, Kleidung und Nahrung für die ganze Zeit ihres Aufenthaltes. Die Kinder der Armen bekommen dieses alles umsonst. Die Pilger und Bettler werden in jeder Sautia drei Tage unterhalten. Selbst herrenlose Pferde und Maultiere werden ernährt, bis ihr Eigentümer sie reklamirt. Das Haupt der Sautia ist in der Regel erblich, wo es aber notwendig wird, diese Regel zu durchbrechen, wird von der Gesamtheit der Taleb (Totba) ein neues Haupt gewählt, welches nach wohlbestandener, einjähriger Probezeit erblich wird.

Unter der Fede der türkischen Herrschaft bereitete sich in der arabischen Bevölkerung Nordafrikas seit zwei Jahrzehnten eine mächtige Bewegung vor, deren Ziel die religiöse Reform und durch diese zugleich die soziale ist. Nach dem Bilde früherer Sektens oder Bruderschaften bildete sich in der Kyrenaiska zu Dschebel Lathedar unter der Anleitung eines aus Draun stammenden, durch seinen Mut und seine Tugenden ausgezeichneten Taleb die Bruderschaft der Senuffia. Der Name des Taleb war Si-Mohamed-Ben-Ali-Effensuffi und er war damals das Haupt der Sautia El Beida zu Dschebel Lathedar; schon in den fünfzig Jahren war der Ruf seiner Heiligkeit weit über die Grenzen dieses Klosters hinausgedrungen und der einfache Priester war in den letzten Jahren vor seinem Tode, der 1859 erfolgte, eine der Mächte der islamitischen Welt. Die Kyrenaiska wurde durch ihn gleichsam ein Staat im Staate, und zwar ein teokratisch regierter, und es fehlte wenig, daß die Marmarika und Tripolitanen ihm mehr gehorchten, als den türkischen Beamten. Seine Macht war noch gewachsen, als er kurz vor seinem Tode seine Residenz weiter in die Wüste hinein verlegte hatte. Möchte er an den Spruch denken: „Major e longinquo reverentia“, oder möchte er sich besser geschützt fühlen in größerer Entfernung von der Küste, oder sah er endlich die wunderbar rasche Ausbreitung seiner Anhänger in den Dajen und in Wadai voraus: er wanderte südwärts nach der Dase Dscherbub, welche zwei Tagereisen von der Ammonsoase gelegen ist. Hier starb er 1859, und nachdem ein Taleb von Tuat, der ihm folgte, ermordet worden war, wurde sein ältester Sohn El-Mehedi zu seiner Nachfolge berufen, und dieser leitete noch heute die zum festgegliederten Orden gewordene Bruderschaft mit fester und fühner Hand. Vor seinem Tode hatte der Vater dem Sohne die Rolle eines Retters der islamitischen Welt in dem großen Zusammensturz prophezeit, welcher am Ende des ersten Jahrtausends der Hedschra (November 1882) eintreten sollte. Bezeichnenderweise sollte der größte Akt in diesem Zusammensturz der Fall des Sultanats von Konstantinopel sein. Mit noch größerer Bestimmtheit sahen aber die Senuffia dem Falle Egyptens entgegen und es war sehr falsch, wenn die europäischen Politik in der Niederlage Arabis einen Schlag sahen, der dem Ansehen des Islam in Nordafrika überhaupt beigebracht worden sei. Seitdem die ägyptische Regierung den Handel unterbrochen hatte, den El-Mehedi mit den von seinen judaischen Freunden ihm als Tribut gezahlten Negerknechten nach Egypten trug, war ein heiliger Zorn über den Gottesmann gekommen und er sprach mit den Worten eines berühmten Propheten von Mostaganem: Die Türken und Christen gehören in dieselbe Klasse, ich werde den einen wie den anderen die Köpfe abschneiden.

Klüger als andere Sektensführer hat El-Mehedi es bis heute vermieden, unmittelbar in die Politik einzugreifen. Das Beispiel des Scheich Khuma, der an demselben Dschebel Lathedar die Fahne der Empörung gegen die Türkenherrschaft aufgezogen hatte, hat Vater und Sohn gewarnt. Die Senuffia begnügten sich damit, die geistliche Macht ihres Ordens auszubreiten, welche schon heute über gewaltige Reichthümer gebietet. Sie gründeten ihre Klöster, suchten die Schulen in ihre Hände zu bekommen und sammelten Schätze. In diesen geldarmen Ländern sind die Senuffia schon heute nicht nur eine geistliche, sondern auch eine gewaltige Geldmacht. Sie haben es zunächst nicht nötig, eine politische Macht zu schaffen; denn sie ziehen aus der Kyrenaiska mehr Steuern als die Türken, haben die Dajen der libyschen Wüste, von Kusra und Fessan in der Hand und sind die zweite Macht, nach dem Könige, in Wadai. Man rechnete schon vor einigen Jahren, daß El-Mehedi ohne Fessan und Wadai 50 000 Araber jederzeit ins Feld zu stellen vermöchte. Wenn nun El-Mehedi es vermeidet, die weltlichen Reichthümer zu gebrauchen, welche dergestalt ihm zur Verfügung stehen, so spielt doch die berühmte Sautia von Dscherbub immerhin eine große politische Rolle in allen Unruhen, welche die islamitische Bevölkerung Nordafrikas oder des Sudan aufregen. Gabriel Charms

sagt wohl nicht zuviel, wenn er sie in seinen Briefen über Tunesien als „den Mittelpunkt ungeheurer, gegen Frankreich gerichteter Verschwörungen“ bezeichnet. In der Gründung reichsausgestatteter Sauias in Ghat und Tuat, also an der Südgrenze Algeriens, hat man wohl nicht mit Unrecht einen Versuch der Umfassung von Sünden her gesehen. — Daß die Senußia auch bei allem Fanatismus nicht der ersten Bedingung politischer Wirksamkeit, der Anpassungsfähigkeit, entbehren, scheint die Tatsache zu lehren, daß sie durch einen ihrer Agenten, den Marabut Daffer, selbst beim Sultan in einflußreicher Weise vertreten sind. (Austad, Nr. 25, 1884.)

Zur Frage, ob die blonde Rasse eine ursprüngliche oder ob sie aus der dunkeln hervorgegangen sei, vorzüglich durch klimatischen Einfluß und durch Vererbung, hat in neuester Zeit Teodor Pöschke (im Archiv für Anthropologie, 14. Bd.) einen interessanten Beitrag geliefert. Nach ihm wäre die Blondheit ein pathologischer, d. i. ein Krankheitszustand oder zum mindesten aus einem pathologischen Zustand hervorgegangen. Pöschke meint, die schon Anfangs der 20er Jahre dieses Jahrhunderts aufgetretene Hypothese, daß Blondheit und Albinismus nur verschiedene Grade derselben ursprünglich krankhaften Erscheinung seien, nämlich des Mangels an dunklem Farbstoff (Pigment) in der Haut, in den Haaren und in den Augen, und daß beide vererbbar seien. Eine Blutkrankheit, welche hauptsächlich in sumpfigen Gegenden entstände, soll die Hauptursache des Blondwerdens sein. — Den osteuropäischen Sümpfen zwischen Ostsee und Schwarzem Meer, wo die Sclayen, Budinen, Thraker, Goten herkommen, habe der Albinismus seine Entstehung zu danken. Mit Hilfe jener Sumpfskrankheit seien „aus den Slaven, wie aus einer Mutterlange, die hellen arischen Nationen herauskristallisiert“. Zum Troste für die Blonden der Gegenwart bemerkt Pöschke schließlich, daß sie keineswegs mehr eigentliche Blonde, sondern nur Mischlinge der alten wirklichen Blondten mit Angehörigen der gesund gebliebenen dunklen Rasse, also doch auch auf dem Wege der Besserung seien.

Jagd und Fischerei.

Oderkrebse. Die berühmten Oderkrebse waren vor einigen Jahren, wahrscheinlich infolge der Verunreinigung des Stromes durch die Abwässer von Fabriken, ausgestorben. Nun wird aus Schwedt a. d. O. mitgeteilt, daß die verschiedenen im Lauf des verflossenen Jahres eingetroffenen Berichte über den Zustand des Krebsbrut, welche in mehreren Posten von zusammen 1600 Schock im Stromgebiet zwischen Garz und dem Papenwasser eingesetzt wurde, im allgemeinen zufriedenstellend lauteten. Jetzt hat die Regierung Bericht darüber eingefordert, welcher ebenfalls günstig ausgefallen ist. Es wird in demselben gleichzeitig um die Erlaubnis nachgesucht, ein Probefischen nach Krebsen vorzunehmen, um den Zustand der Krebse nach der Ueberwinterung zu prüfen. Falls das Ergebnis gut ausfällt, ist eine Vermehrung der Krebsbrut seitens der Regierung in Aussicht genommen.

Für unsere Hausfrauen.

Mandelseife selbst zu bereiten. 1. Man schabt $\frac{1}{2}$ Kilo Seife (wenn man sie haben kann, selbst bereitete Hausseife, die frei von Soda und Kezlaugle ist, oder doch solche, die der Seifensieder als solche bezeichnet) und trocknet sie. Diese Masse weicht man zwei bis drei Tage in etwas, nicht zu viel, Rosenwasser ein, tut 125 Gr. geschälte, zu ganz feinem Drei gestoßene süße Mandeln, 8 Gr. Weinstein Salz und $\frac{1}{4}$ Liter süße, vorher abgekochte Milch hinzu. Gut untereinander gerührt, setzt man die Masse in einen irdenen Tiegel über gelindes Kohlenfeuer, kocht und rührt sie so lange, bis sie sich ziehen läßt. In einem Schachteldeckel bereitet man ein Tuch hübsch glatt, gießt die Seife hinein und läßt sie erkalten, wo man sie dann in Stücke schneidet. Soll sie wohlriechend werden, so gibt man vor dem Ausgießen etwas wohlriechendes Öl dazu.

2. Gut ausgetrocknete Hausseife schabt man fein und löst sie im Verhältnis von $\frac{1}{2}$ Kilo Seife mit $\frac{1}{2}$ Liter dicker süßer Sahne, welcher man 30 Gr. ganz fein geriebener bitterer Mandeln hinzugefügt, auf, verrührt sie recht gleichmäßig auf schwachem Feuer und schüttet sie dann in eine viereckige hölzerne Form, wozu man ein Zigarrenkästchen, in dessen Boden man einige Löcher bohrt, benutzen kann, welches man vorher mit einem feuchten Tuche belegt hat, läßt sie so einige Tage stehen, stürzt sie und schneidet sie in zum Gebrauch passende Stücke. Diese Seife ist vorzüglich für die Haut und jedenfalls der gekauften bei weitem vorzuziehen.

Inhalt: Die Alten und die Neuen. Roman von W. Kautsky. (Fort.) — Der Mark Brandenburg frühere Oberflächengehalt. Von Dr. A. Berghaus. — Unser Bauwesen und seine Reform. Von Karl Frohme. (Schluß.) — Leopold Schefer. Zu dessen hundertjährigem Geburtstag. Von J. Stern. — Die Mitternachtsjonne von Navafaka in Finnland. Von Gartenbaudirektor D. Hüttig. — Die Bedeutung der Zunderproduktion in Deutschland. Von Bruno Geiser. — Ein schaurig Stück Menschenleben. Humoristische Erzählung von Hans Edart. — Unsere Illustrationen: Germanen auf der Bärenjagd. — Vor und nach der Parade. — Kreusa. — Beiträge zur Länder- und Völkerkunde: Ueber das Institut der Sauias und die Brüderschaft der Senußia in Nordafrika. — Zur Frage, ob die blonde Rasse eine ursprüngliche sei. — Früchte aller Art zu konservieren. — Der Sommer. Gedicht von St. (Mit Illust.) — Charade. — Arztlicher Ratgeber. — Redaktionskorrespondenz. — Allgemeinwissenschaftliche Auskunft. — Polytechnischer Briefkasten. — Ratgeber für Haus- und Landwirtschaft. — Gemein- nütziges. — Mannichaltiges. — Humoristisches.

Kartoffeln lassen sich mehrere Jahre erhalten und zugleich am Kleinen verhindern, wenn man sie in einem Korbe in siedendes Wasser taucht, so daß alle damit in Berührung kommen, dann der Sonne oder einem starken Luftzuge aussetzt und auf ein trocknes Lager bringt, wo sie öfter umgewendet werden.

Früchte aller Art lassen sich vortrefflich konservieren, wenn man sie ganz, von Baumwolle umgeben, in einem Behälter von Glas oder Blech hermetisch verschließt. Will man dies Verfahren auch bei Trauben anwenden, so läßt man sie so lange wie möglich am Stode, entfernt, wenn man sie endlich abschneidet, alle gedrückten und angefaulten Beeren mit einer Scheere und legt sie während einiger Tage in ein ungeheiztes Zimmer ehe man sie verpackt.

Der Sommer.

(Illustration S. 553.)

Sommer schreift durch das Land,
Weht der Erde Prachtgewand.

Reißt am Palm die goldnen Aehren,
Färbt der Rebe saft'gen Beeren.

In den Wäldern, auf den Wiesen
Tausend holde Blümlein grüßen.

Kofer Wohn' blickt aus dem Korn,
Heben blauem Rittlerhorn.

Ihrer Blüten süßen Düfte
Hauchst die Linde in die Lüfte.

An der Blumen Kelchen nippen
Bienen mit den Honiglippen

Und der bunt bemalten Schwinge
Kreuzen sich die Schmetterlinge.

Kind verläßt das dumpfe Haus,
Schweift in's wür'ge Feld hinaus;

Streift durch die beklünten Auen,
Sommers Wunder anzuschauen.

Blüten, Gräser, Blatt und Moos
Kafft es in den kleinen Schoß.

Knabe will den Falter haschen
Und von Obst und Beeren naschen.

Jener aus den grünen Matten
Lenkt den Schriff in Waldes Schatten,

Dieser kühl das heiße Blut
In des Stromes klarer Flut.

Sommerszeit, schöne Zeit,
Wirkt der Erde Wunderkleid.

St.

Charade.

Mein Erstes kommt aus ries'gem Topf,
Doch nicht, wenn es vom Aether und
Vom Meeresspiegel dir entgegen strahlt.
Auf's Zweite kommen möcht' ein jeder Tropf,
Treibt er's im Leben noch so bunt,
Und hätt' selbst gar nichts er gewirkt, — womit man zählt
Des Daseins Schuld, — auch nicht solch Zweites.
Mein Ganzes, ach, ist nicht so leicht gemalt:
Ein Weib, von Weibesammut ein befreites,
An Lieb' und Lust verarmt das Herz und voll der Kopf
Von abgestandnem literar'schen Schund;
Der Freude Feind, zumeist aus keinem andern Grund,
Als weil's ein Weib, — doch kein gefreites.

Semper Notnagel.